

Ignazio Cassis, Theresa May, Karl Odermatt, Christoph Franz, Beyoncé

Nummer 28 – 12. Juli 2018 – 86. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WEITWOCHE



Goethe und die Schweiz

Als Deutschlands Dichterrfürst am Gotthard litt.

Von Margrit Wyder

Vorsicht, Doppelbürger

Identität und Loyalität im Zeitalter der Masseneinwanderung.

Von Philipp Gut und Christoph Mörgele

Roman Kilchspergers letzter Stich

Wie das Schweizer Fernsehen seinen besten Mann vertrieb. *Von Rico Bandle*



Ihr Immobilientraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'354'000.- inkl. 2 PP, Bezug nach Vereinbarung
www.ufdeforch.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug ab Sommer 2019
www.soonbylepa.ch



1 ½ Zi. und 4 ½ Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 1'640.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis Miete 4'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.schwizerstrasse35.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'952'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.lagovista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'145'000.- inkl. PP, Bezug nach Vereinbarung
www.ridere-bachenbuelach.ch



5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34
Preis ab 1'745'000.-, Bezug ab Sommer 2018
www.bellesterrasses.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



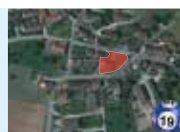
4 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'278'600.-, Bezug auf Anfrage
www.amena-forch.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 930'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis ab 1'275'000.-, Bezug ab Frühling 2019
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



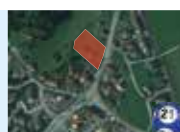
3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8102 **Oberengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.visterrano.ch



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unteringstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8476 **Unterstammheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'136'000.-, Bezug ab Sommer 2018
www.heerenweg.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis 1'500'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.schwizerberg.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8453 **Alten b. Andelfingen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 934'000.- inkl 2 PP, Bezug ab Sommer 2018
www.vecciacaasa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies-glattbrugg.ch



4 ½ - 6 ½ Zi. Terrassenhäuser
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'790'000.-, Bezug auf Anfrage
www.mira-birchwil.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?

Melden Sie sich bei unserem Chef ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.

MINERGIE
Member

You Tube

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

EIGENHEIM MESSE SCHWEIZ

Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:

Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
6. - 9. Sept. 2018, Messe Zürich, Halle 6

SVIT Immobilien-Messe in Zürich
29. - 31. März 2019, Lake Side Zürich

Stand Mai 2018

Wie weiter mit dem Rahmenabkommen zwischen der Schweiz und der Europäischen Union? Die Verhandlungen in Brüssel sind blockiert, der Bundesrat zeigt sich konsterniert und weiss nicht weiter. Im Vordergrund stehen im Moment die flankierenden Massnahmen zum Schutz der Schweizer Löhne, welche der EU nicht genehm sind. Der Bundesrat will von einer Aufweichung des Lohnschutzes nichts wissen, es handle sich um eine rote Linie. Dennoch will er in den kommenden Wochen mit den Gewerkschaften, den Arbeitgebern und den Kantonen ausloten, inwieweit Konzessionen möglich sind. Das Ganze ist nicht nur widersprüchlich, sondern paradox: Die Schweiz diskutiert jetzt über eine Anpassung der arbeitsrechtlichen Meldefristen und Lohnkontrollen. Dabei stehen mit dem Rahmenabkommen ungleich wichtigere Grundsätze auf dem Spiel. **Seite 10**



Sie kommen wegen ihm: Moderator Kilchsperger.

Überall, wo die SRF-Show «Donnschtig-Jass» haltmacht, steigt ein Dorffest. Letzte Woche war dies in Klingnau der Fall. 4000 Leute drängten sich auf den Festbänken – in einer Ortschaft mit 3000 Einwohnern notabene. Unbestrittener Star der Live-Sendung war Moderator Roman Kilchsperger. Redaktor Rico Bandle war vor Ort und stellte fest: Viele Leute kommen nur wegen ihm. Doch nun verlässt der populäre Fernsehmann SRF, er wechselt zum Bezahl-sender Teleclub. Einzig den «Donnschtig-Jass» macht er noch weiter, weil SRF die Alternativen fehlen. Die Hintergründe, wie SRF seinen besten Mann verlor, sagen viel aus über den jetzigen Zustand unseres Gebührensenders. **Seite 26**

Die Champs-Élysées erleben eine spektakuläre Renaissance. Jean Nouvel und weitere Stararchitekten sind am Bauen. Hundert Millionen Besucher pro Jahr flanieren auf der Edelmeyle, und es sollen noch viel mehr werden. Paris stellt sich auf den Brexit ein und lässt seinen Parade-Boulevard, wo de Gaulle nach der Rückkehr aus dem Exil paradierte, wo Belmonto und Jean Seberg mit dem Film «Ausser Atem» Zwischenstopp einlegten, in neuem Glanz erscheinen. Jürg Altwegg lädt zu einem Bummel ein. **Seite 36**

Die beste Kennerin von Leben und Werk des literarischen Giganten Johann Wolfgang von Goethe ist hierzulande die Zürcher Germanistin Margrit Wyder. Für die *Weltwoche* beschreibt die Präsidentin der Goethe-Gesellschaft Schweiz die vielfältigen Beziehungen des Dichters, Naturwissenschaftlers und Staatsmanns zur Alpenrepublik des 18. Jahrhunderts. Der Schweizer Tourismus verdankt Goethes Schilderungen von Land und Leuten viel. Nicht weniger als vier Mal bereiste er verschiedene Schweizer Gegenden und liess sich vor allem vom Alpenmassiv mit dem Gotthardpass tief beeindruckt. Goethe suchte die Natur und die Freiheit, durchschaute aber auch manche Schwächen seiner Gastgeber. 1797 trug er sich mit dem Gedanken, die Tell-Sage poetisch zu gestalten; bekanntlich überliess er den dramatischen Stoff dann seinem Freund Friedrich Schiller. Zum Glück für die Schweiz, möchte man sagen. Denn Goethe hätte den bösen Landvogt Gessler als «behaglichen Tyrannen» beschrieben. **Seite 50**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Julia Dunlop (*Weltwoche daily*), Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann

Bildredaktion: Martin Kappler, Corina Mühle (*Assistentin*)

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Julia Dunlop (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



«Alle haben gesungen»: Karl Odermatt. Seite 16



Neuer Glanz: Champs-Élysées. Seite 36



«Ich liebte Picasso so sehr, wie ein Mensch nur einen Menschen lieben kann.»

Françoise Gilot: Seite 54

Titelgeschichte

- 50 **Goethe und die Schweiz**
Genie am Gotthard

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
7 **Kommentar**
Befremdliche Anbiederung
8 **Zeitgeist** Zu schön für diese Welt
9 **Eilmeldung**
Ferien für Fürsorgebezüger
10 **Kopf der Woche** Ignazio Cassis:
Kulissenschieber
20 **Essay der Woche**
Armut, eine Erbkrankheit
24 **Mörgeli** Der lustige Ferien-Diplomat
24 **Bodenmann** Statt Herdenhunde
Roboter-Hündli
25 **Medien** Fehlende Drohkulisse
25 **Die Deutschen** Kopf an Kopf

Interview

- 34 **Peter Forstmoser** Der Wirtschafts-
jurist zum Raiffeisen-Gutachten

Inland

- 14 **Vorsicht, Doppelbürger** Höchste Zeit
für eine sachliche Diskussion
18 **Von Shaqiri bis Tina Turner**
Die Schweiz als Auffangland
29 «**Rote Linien**» Karriere eines Begriffs
30 **Ignazio Cassis** Kurswechsel im
Aussendepartement
35 **Glasfaserversorgung**
Es droht eine Investitionsruine

Ausland

- 36 **Champs-Élysées** Die Prachtstrasse
von Paris erstrahlt in neuem Glanz
39 **Türkei** Erdogans Säuberungswelle
39 **Inside Washington** Epischer Kampf
40 **Falsche Helfer** Die wahren Ziele der
Organisationen auf dem Mittelmeer
42 **Jagd auf May** Der Brexit
spaltet die britische Regierung
44 **Am Ende fällt die Krone**
Neo-Premier Sánchez bricht Tabus
46 **Brief aus Berlin** Viel Lärm um nichts
am EU-Asylgipfel
47 **Nachrichten aus Afrika**
Gegenrede von Andreas Missbach

Wirtschaft & Wissenschaft

- 22 **Wenn die Lachsläuse kommen**
Serie zur Lage der Weltmeere, Teil 4
32 **Christoph Franz** Der Sanierer über
sein Engagement bei Roche
55 **Mathematik** Gigantisches Sudoku
58 **Mysterien der Weltgeschichte**
Angriff des Schwertwals

Fussball-WM 2018

- 16 **Karl Odermatt** Die Fussballikone
über das Scheitern der Schweizer Nati
19 **Blatter**
Videobeweis kam zu früh
19 **Reif** Was bleibt
45 **Brief aus St. Petersburg**

Kultur & Gesellschaft

- 26 **Roman Kilchsperger** Der beste Mann
verlässt das Schweizer Fernsehen

- 48 **Ikone der Woche**
Beyoncé und Jay-Z
54 **Françoise Gilot**
Picassos störrische Geliebte

Rubriken

- 7 **Im Auge** Beat Schwaller
12 **Personenkontrolle**
13 **Nachruf 1** Claude Lanzmann
53 **Nachruf 2** Angelica Blechschmidt
56 **Die Bibel** Migration und Integration
56 **Kino** «Los perros»
57 **Knorrs Liste**
57 **Jazz** Arild Andersen, Paolo Vinaccia,
Tommy Smith
59 **Fragen Sie Dr. M.**
59 **Gewinner der Woche** Evolva
60 **Thiel** Hagel und Granaten
60 **Namen** Kunstkrimi auf dem Dolder
60 **Fast verliebt** Zwei gegen Mami
61 **Unten durch** Málaga
62 **Wein** Burgunder with a kick
62 **Salz & Pfeffer**
Das Gute ist des Besten Feind
63 **Auto** Audi A8 55 TFSI
65 **Im Gespräch** Reto Bieler,
Chef des Schweizer Golfverbands
66 **Darf man das?/Leserbriefe**

Fein gewoben

Cervelat, Doppeladler, Rahmenvertrag: Warum sich die Schweiz so schwertut.

Von Roger Köppel

Noch vor den Sommerferien zeichnet sich ab, dass der Plan der Linken und der bürgerlichen Mitte, die Schweiz baldestmöglich mit einem institutionellen Rahmenabkommen an die EU anzudocken, nicht zustande kommt.

Zum Glück.

Zwar drängen Wirtschaftsverbände und die Mehrheit der Parteien und Bundesräte, aber die Verhandlungen mit Brüssel stocken. Das von beiden Seiten ursprünglich angepeilte Zeitfenster bis nächsten Oktober wird sich aller Voraussicht nach ergebnislos schliessen.

Das Problem sind vor allem die expandierenden Forderungen der Europäischen Union. Der Bundesrat erzählt, es gehe beim Rahmenvertrag lediglich um ein paar technische Anpassungen bei fünf Verträgen des ersten bilateralen Pakets.

Falsch. Es geht um viel und immer mehr. Die EU will sich die Schweiz umfassend einverleiben. Sie verlangt, dass wir künftiges EU-Recht übernehmen. Nicht nur bei den Bilateralen I, auch beim Freihandelsabkommen von 1972, dem wohlstandsbringenden Zentralvertrag. Zudem soll die Schweiz das EU-Unionsbürgerrecht übernehmen. Letztinstanzlich, so die Forderung, entscheiden europäische Gerichte.

Der Bundesrat träumt. Er glaubt, es gehe um Wirtschaft und um Marktzugang. Es geht um Politik, um Selbstbestimmung, darum, wer die Macht hat im Staat und die Kontrolle. Die EU hat die Nase voll von der unabhängigen, unbotmässigen, direktdemokratischen Schweiz. Wir sind für Brüssel ein Ärgernis, «ein geopolitisches Unding», wie sich Chefkommissar Jean-Claude Juncker ausdrückte. Das Unding muss weg. Deshalb der institutionelle Rahmen, in dem die Schweiz als Schweiz verschwinden soll.

Aus Sicht Brüssels ist das logisch. Solange die Schweiz die Schweiz bleibt, ist sie ein institutionalisiertes Misstrauensvotum gegen die Europäische Union. Die Schweiz ist alles, was die EU vorgibt zu sein, aber nicht ist: frei, marktwirtschaftlich, erfolgreich, demokratisch. Die Konkurrenz tut weh. Sie widerlegt durch ihren Erfolg den Anspruch, den die EU gegenüber ihren eigenen Mitgliedern erhebt – nämlich die einzige verlässliche institutionelle Ordnung zu sein, die Frieden und Wohlstand garantiert.

Aussenminister Ignazio Cassis hat sich verannt. Er startete mit dem Reset-Knopf. Dann übernahm er ohne Not das Zeitdiktat der Gegenseite. Zuletzt verstolperte er sich gegen die Linken mit seinen Aussagen über die «roten Linien», die gar keine sind. Inzwischen bremsen ihn die aufgeschreckten Kollegen. Es harzt. Der Bundesrat krebst zurück. Nicht weil er will, sondern weil der gemeinsame Wille fehlt.

Die Wirtschaftsverbände fordern die institutionelle Einrahmung. Blind plädieren sie für den «internationalen Anschluss», ohne zu merken, dass der Erfolg der Schweiz seit Jahrhunderten nicht auf Anschluss, sondern auf qualifizierter Eigenständigkeit beruht. Allerdings: Nicht die Unternehmer reden so, nur die Funktionäre. Ihre Galionsfigur ist die Romanistin Monika Rühl, Chefin von Economiesuisse. Ihre Erfahrung im privaten Sektor? Null Komma null.

Wer zu spät kommt, den belohnt das Leben. Je länger die Verhandlungen dauern, desto besser wird es für die Schweiz. Die EU wankt. Der Euro läuft nicht. Die Migration bleibt ein Debakel. Überall regen sich «Populisten», die nicht mehr nach der Pfeife Brüssels tanzen wollen. Noch nie war die institutionelle Zukunft der EU ungewisser.

Dass der Bundesrat ausgerechnet in dieser Situation die institutionelle Einbettung, den Schweizer «Anschluss» anstrebt, ist Sinnbild für den tiefen Graben, der auch bei uns das Volk von den Regierenden trennt. Das Volk ist gegen die EU, weil in der EU das Volk nichts zu sagen hat. Die Eliten sind EU-freundlich, weil die EU elitenfreundlich ist.

Warum hat die Schweiz so viel Mühe, ihre Hausordnung gegen andere durchzusetzen? Wir reden jetzt nicht von Cervelats und Doppeladlern. Auch beim Eingemachten hapert es.



Institutionalisiertes Misstrauensvotum.

Die Regierung bringt es nach wie vor nicht übers Herz, der drängenden EU mitzuteilen, dass man sich, nie und nimmer, fremdes Recht und fremde Richter aufs Auge drücken lasse. Die freiwillige Selbstauflösung der Schweiz unter die Fuchtel der EU? Niemals.

Solche Töne hört man nicht. Wo liegt der Grund? Vielleicht hier: Die Schweiz ist fein gewoben. Ihre Bewohner sind mehrsprachig, hellhörig, gutmütig, sensibel für andere. Das Land funktioniert nur deshalb, weil sich alle zurücknehmen und niemand dem anderen seine Art aufzwingt. Stillschweigend wird erwartet, dass sich jeder an die gemeinsamen, unausgesprochenen Regeln hält.

Zurückhaltung ist die grosse nationale Tugend. Gerade der Verzicht darauf, die eigene Art, die eigene Kultur, die eigene Sprache oder Religion herauszukehren, ist ein Erfolgsrezept unseres Zusammenhalts. Das Integrationsmodell der Schweiz ist die weitestgehende Nichtintegration ihrer Bewohner nach dem Motto «Leben und leben lassen». Die Schweizer sind so fremdenfreundlich, dass sie die Schweiz eher überfremden lassen, anstatt die Fremden einzuschweizern.

Die Risiken sind offensichtlich: Der Stille läuft Gefahr, vom Lauten überrollt, herumkommandiert zu werden. Und noch etwas kommt hinzu: Der Schweiz geht es gut. Zu gut. Wir leisten uns Frauenquoten und Flüchtlinge, die keine sind. Noch reicht das Geld, um den meisten Konflikten auszuweichen. Man zahlt, um seine Ruhe zu haben.

Dass die EU diesen schweizerischen Hang zur Streitvermeidung ausnützt, ist offensichtlich. Der Bundesrat hat nicht die Kraft, von sich aus Gegenwehr zu geben. Am Schluss müssen es auch diesmal wieder in der Schweiz die Bürger richten.

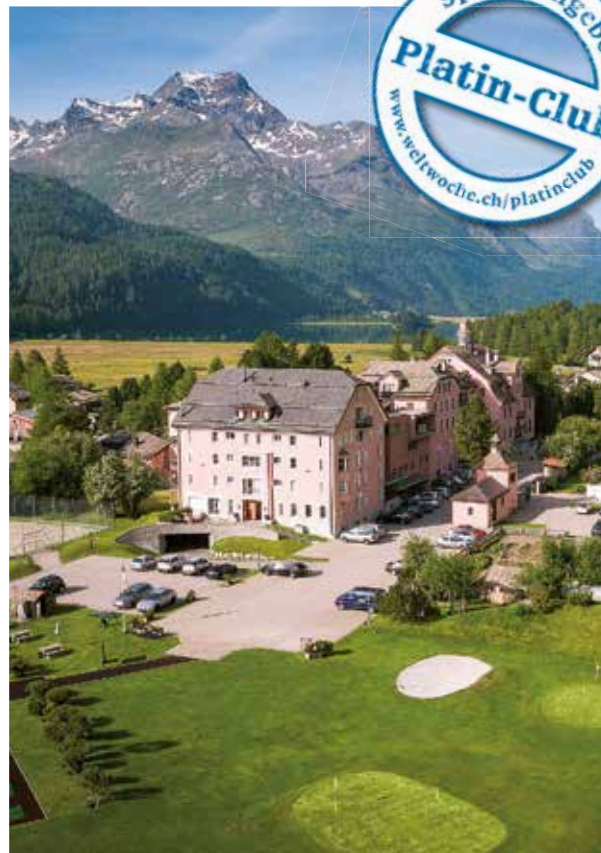
Innere Schönheit braucht ein passendes Äusseres.

Plastisch-ästhetische Chirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch



Spitze für Sie





Parkhotel Margna****-sup in Sils Baselgia Golf und Genuss im Engadin

Auf einem der höchstgelegenen Golfplätze der Schweiz haben Sie die Gelegenheit, unter professioneller Anleitung Ihr golferisches Können zu verfeinern oder als Einsteiger die ersten Schwünge zu erlernen. Abseits des Greens geniessen Sie die Vorzüge des Vier-Sterne-«Parkhotel Margna».

Am kristallklaren Silsersee, nur 15 Minuten von St. Moritz entfernt, finden Sie das perfekte Umfeld für aktive Erholung in ruhiger Natur. Zusammen mit dem «Margna»-Golf-Pro feilen Sie auf dem hoteleigenen 6-Loch-Par-3-Golfplatz an Ihrer Spieltechnik – sowohl als Einsteiger wie auch als fortgeschrittener Golfer. Abgerundet wird das sportliche Erlebnis durch Gaumenfreuden aus der Gourmetküche. Entspannung mit Blick auf die Bergkulisse finden Sie im Spa «La Funtauna». Wandern, biken, segeln oder surfen: Die Möglichkeiten sind unbegrenzt.

Das 1817 erbaute Vier-Sterne-«Parkhotel Margna» empfängt seit über hundert Jahren Gäste aus aller Welt. Engadiner Arvenholz-Zimmer, die elegante Hotelhalle und die Pianobar mit Live-Musik bereichern Ihren den Aufenthalt. Alternativ haben Sie die Möglichkeit, in der charmanten «Chesa Sarita» zu logieren. Willkommen im Oberengadin!

Exklusiv für Weltwoche-Leser:

- 3 bzw. 5 Übernachtungen im DZ im «Parkhotel Margna» oder in der «Chesa Sarita»
- Engadiner Frühstücksbuffet
- Abendessen mit Kraftmenü im «Grillroom»
- Unlimitierte Nutzung des «Margna»-6-Loch-Par-3-Golfplatzes mit Driving Range, Putting Green etc.
- 1 Lektion mit dem «Margna»-Golf-Pro für 2 Personen (50 Minuten)
- Golfschläger und Bag (gem. Verfügbarkeit)
- «Margna»-Golfer-Souvenir

«Margna»-Extras:

- Kostenlose Nutzung von Tennisplatz, Pétanque-Bahn, Mountainbikes sowie Ruderboot auf dem Silsersee
- Zugang zum Spa «La Funtauna» (für «Sarita»-Gäste gegen Aufpreis)
- Parkplatz vor dem Hotel
- Bergbahnen und ÖV im Oberengadin gratis

Platin-Club-Spezialangebot

Golf-Spezial im «Parkhotel Margna», Sils Baselgia

Spezialpreise:

Im «Parkhotel Margna»**-sup:**

- 3 Nächte ab Fr. 575.– p. P. (statt 720.–)
- 5 Nächte ab Fr. 925.– p. P. (statt 1160.–)

Im Hotel «Chesa Sarita»-sup:**

- 3 Nächte zum Vorzugspreis ab Fr. 405.– p. P. (statt Fr. 510.–)
- 5 Nächte zum Vorzugspreis ab Fr. 645.– p. P. (statt Fr. 810.–)

(Zusatznächte und andere Zimmerkategorien auf Anfrage)

Bedingungen:

Das Angebot ist limitiert und gültig vom 15. Juni bis 21. Oktober 2018 (mit Ausnahme vom 22. Juli bis 4. August 2018).

Buchung:

Telefonisch beim «Parkhotel Margna» über 081 838 47 47 oder per E-Mail an info@margna.ch. Bitte das Kennwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:

Parkhotel Margna, 7515 Sils Baselgia
www.margna.ch

www.weltwoche.ch/platinclub

Befremdliche Anbiederung

Von Alex Baur — Das Problem beim Cervelat-Bann am Mittagstisch von Strengelbach sind nicht die Muslime, sondern harmoniesüchtige Schweizer, die jeden Konflikt schönreden.



Wegschauen ist keine Alternative: SVP-Nationalrat Glarner.

Kürzlich lud im aargauischen Strengelbach keine Lehrerin die Eltern ihrer Erstklässler schriftlich zu einem gemeinsamen Essen ein. Jeder sollte doch bitte «etwas Kleines zum Zmittag beisteuern, so dass wir alles miteinander teilen können». In Klammern dann die kleine Einschränkung, die seither für rote Köpfe sorgt: «Bitte kein Schweinefleisch, damit wir alle davon essen können.»

Tele M1 bekam das Schreiben von einer empörten Mutter zugespielt und machte den Fall publik. Doch das Schweinefleisch-Dilemma scheint keine Strengelbacher Exklusivität zu sein. Nationalrat Andreas Glarner (SVP) schob den Fall einer Jugendlichen nach, die ihren Cervelat nicht zu einem geselligen Anlass ihres Sportvereins mitbringen durfte, weil es Muslime angeblich nicht mögen, wenn Schweinefleisch an der Seite ihrer Halal-Wurst auf dem Grill brutzelt. Solche Klagen seien ihm schon oft zugetragen worden, sagt Glarner, allerdings stets unter dem Siegel der Vertraulichkeit. Niemand will sich öffentlich dem Verdacht der Islamophobie aussetzen.

Sie seien falsch verstanden worden, klagen Gemeinderat und Schulpflege von Strengelbach in einem larmoyanten Communiqué. Es habe sich nicht um ein Verbot, sondern bloss um eine Bitte gehandelt. Die betroffenen Eltern hätten sich doch vertrauensvoll an die «Lehrperson

oder die Schulleitung» wenden sollen, der Gang an die Öffentlichkeit sei der falsche Weg. Die armen Kinder seien am Ende die «Leidtragenden», die Schlagzeilen würden sie «negativ belasten», die Kinder würden den Schulanlass nun «unter schlechten Voraussetzungen erleben».

Die behördliche Reaktion führt zum Kern der Sache. Das Problem liegt weniger beim Schweinefleisch als in der verklemmten Art, wie mit einem Konflikt umgegangen wird. Ob es nun eine «Bitte» oder ein «Verbot» war, es ist einerlei: Einen «Food-Code» bei einer Einladung zu ignorieren, wäre unanständig. Unanständig ist aber auch, das vermeintliche Wohl der Schüler vorzuschieben, um eine diffizile Debatte abzuwürgen. Die meisten Kinder sind täglich mit den Begleiterscheinungen der Zuwanderung konfrontiert. Sie kennen die Realität besser als die Erwachsenen, die sie davor bewahren wollen.

Wenn die betreffende Lehrerin findet, die Einheimischen sollten sich beim gemeinsamen Essen nach den Gewohnheiten der Zugezogenen richten, dann soll sie dazu stehen. Wir leben in einem freien Land. Ich würde ihr entgegenhalten, dass es eben gerade zur Toleranz gehört, dass nicht jeder alles essen muss. Wer keine Speckwürfel mag, kann diese von der Aargauer *Chölwaie* entfernen – oder halt

>>> Fortsetzung auf Seite 8

Die rote Zeder



Beat Schwaller, Star mit der Kettensäge.

Diese unglaubliche Geschichte begann, als der junge Zimmermann Beat Schwaller aus Endingen AG zu einem Schnupperjahr in die kanadischen Wälder aufbrach, und sie hätte beinahe tragisch geendet, als die gewaltige Feuerwalze letztes Jahr die Leute aus Williams Lake und einer Region halb so gross wie die Schweiz tausend Kilometer in die Flucht trieb. Erst der Schnee löschte die Brände in British Columbia. Schwallers Blockhaus und seine Firma blieben unversehrt. Holz ist sein Element – die rote Zeder, die dort verbreitet wächst als eine Art Mercedes der Nutzhölzer. Darüber wissen sehr viele Leute Bescheid, denn Schwaller ist ein TV-Star, gesehen in über 120 Ländern, vermutlich das weltweit bekannteste Schweizer Gesicht nach Roger Federer, nur nicht in der Schweiz. Am Leutschenbach haben sie die Gelegenheit verschlafen, TV24 sendet die Waldmännersaga.

Schwaller, inzwischen 44 und Doppelbürger mit Frau und zwei Kindern, spielt sich selber in der Endlosserie «Timber Kings», den Holzkönigen, die mit der Kettensäge im Sägemehlgestöber hantieren und fabelhafte Blockhauspaläste errichten. Er und sein Kumpel Peter Arnold, der ihm ein Jahr später nach Kanada folgte, mit ihrer auf dreissig Handwerker angewachsenen Equipe. Die *log homes* werden nach individuellen Plänen (es sind keine Fertighäuser) auf dem Firmengelände aufgebaut, dann in Einzelteile zerlegt und am Bestimmungsort wieder zusammengesetzt. Anfänglich faszinierten die TV-Kochmützen das Publikum. In den Zeiten totaler Digitalisierung und Automatisierung feiert die Holzbearbeitung Auferstehung in dieser Reality Show. Schon Jesus war Zimmermann. Holz ist umweltfreundlich, klimaresistent, *cozy*, ein Werkstoff zum Anfassen. Beat Schwaller hat nach der Lehre an der Berufsmittelschule alles über Statik und Kalkulation gelernt und auch seinen Vater vom Holzbau überzeugt, einen Nuklearphysiker und jahrzehntelangen Gemeindepräsidenten: Die Eltern wohnen in Endingen, natürlich, in einem transatlantisch verschifften Blockhaus aus roter Zeder. Peter Hartmann

die Finger davon lassen. Genauso wäre es eine Anmassung, den Verzicht auf Fleisch oder Milch zu fordern, weil ein Veganer oder jemand mit Laktoseintoleranz am Tisch sitzt.

Die Empörung richtet sich nicht gegen die Muslime. Soweit bekannt, haben diese den Schweinefleisch-Bann am Mittagstisch zu Stengelbach oder das Grill-Regime des Sportvereins nie gefordert. Das Problem liegt vielmehr bei den harmoniesüchtigen Schweizern, die sich in vorauseilendem Gehorsam den Zugewanderten angleichen.

Chamäleon-Syndrom

Auf Fremde wirkt die guteidgenössische Anbiederung in der Regel eher befremdlich. Richtig lästig wird es, wenn Zugewanderte partout in gestelztem Hochdeutsch angesprochen werden – oder, noch schlimmer, auf «Dummdeutsch» –, statt dass man mit ihnen ganz normal redet, so wie einem der Schnabel gewachsen ist. Was gut gemeint sein mag, wirkt oft als Beleidigung und ist der Völkerverständigung eher hinderlich denn dienlich.

Im Film «Zelig» erzählt Woody Allen die Geschichte eines Mannes, der sich chamäleonartig stets der Gesellschaft anpasst, in der er sich gerade bewegt. Ist er von Gangstern umzingelt, mutiert er zum Gangster, verirrt er sich in ein Kloster, wird er zur Nonne. Zum Glück kam Leonard Zelig nie in die Schweiz. Er wäre in eine schwere Identitätskrise geraten.

Man mag das Entgegenkommen historisch deuten. Die Schweiz ist seit je ein Konglomerat von Minderheiten. Die Rücksichtnahme und der Kompromiss liegen uns quasi in den Genen. Während um uns herum Religionskriege wüteten, gelang es den Eidgenossen damit über fünf Jahrhunderte, den Kampf zwischen Katholiken und Protestanten einigermaßen unter dem Deckel zu halten.

Glaubensfreiheit bedeutet aber stets auch, dass die Gesellschaft als Ganzes möglichst frei von den verschiedenen Glaubensbekenntnissen bleiben soll. Wenn eine Religion als Bedrohung empfunden wurde, konnten die Schweizer – etwa mit der Enteignung der Klöster oder dem Jesuitenverbot im 19. Jahrhundert – auch mal zu rabiatischen Mitteln greifen.

Zurzeit geht vom Islam keine direkte Bedrohung für die Schweiz aus. Doch es gibt auch hierzulande beunruhigende Signale. Wenn Schüler der Lehrerin plötzlich den Handschlag verweigern, Mädchen dem Schwimmunterricht fernbleiben und Frauen ihr Antlitz verbergen, oder wenn eben Schweinefleisch im öffentlichen Bereich zum Thema wird, sollte uns das nicht gleichgültig sein. Wegschauen und Kleingedaschrieben ist keine Alternative. Ob es uns gefällt oder nicht, die Migration zwingt uns, solche Konflikte offen auszutragen und allenfalls Farbe zu bekennen. Damit das Zusammenleben friedlich bleibt.

Zeitgeist

Zu schön für diese Welt

Von Rico Bandle — Bei der Miss-America-Wahl soll Schönheit keine Rolle mehr spielen. Und TV-Sender, die allzu hübsche Fussballfans zeigen, werden gerügt. Es gibt eine Lösung für das Problem.

Die Meldung sorgte weltweit für Gesprächsstoff: Bei der Miss-America-Wahl soll es zukünftig nicht mehr um Schönheit gehen. Die Bikini-Runde wird gestrichen, und die Kandidatinnen sollen nicht mehr nach ihrem Aussehen beurteilt werden, sondern nach der «Persönlichkeit» – was immer das bedeuten mag. Miss-America-Chefin Gretchen Carlson jedenfalls verkündete klipp und klar: «Wir sind kein Schönheitswettbewerb mehr.»

Verzweifelter Versuch

Wird es demnächst eine hässliche Miss America geben? Damit ist kaum zu rechnen. Die Erklärung ist ein verzweifelter Versuch, den kriselnden Wettbewerb zu retten. Die Miss-America-Organisation war im Zuge der #MeToo-Debatte durchgeschüttelt worden. Carlsons Vorgänger, Sam Haskell, hatte in E-Mails Kandidatinnen beleidigt.

Auch abgesehen von solchen Skandalen scheint die Zeit der Miss-Wahlen vorbei zu sein. Das zeigt sich in der Schweiz besonders deutlich: Bis vor wenigen Jahren hatte in keinem europäischen Land die Miss einen derart hohen Stellenwert wie hier. Heute interessiert sich niemand mehr für sie. Alle wollen zwar schön sein, die Kosmetikindustrie setzt Milliarden um, auf den Social Media zeigen sich die jungen Frauen gerne möglichst sexy – aber wehe, jemand hebt

gutaussiehende Frauen hervor, rühmt ihre anmutigen Körper. Das gilt als sexistisch.

Als während der Fussball-WM die weltweit tätige Fotoagentur Getty Images eine Bildstrecke anbot unter dem Titel «World Cup 2018: The Sexiest Fans», hagelte es Proteste. Die Agentur zog die Bilder mit den schönsten weiblichen Fans umgehend zurück. Auch das Fernsehen hat sich angepasst: Auf Druck von Feministinnen werden während der Spiele nicht mehr so viele gutaussehende Anhängerinnen eingeblendet wie früher. Andernorts wurde diese Entwicklung vorweggenommen: Lange Zeit gehörten in Boulevardzeitungen Bilder von knapp bekleideten Frauen zum unverzichtbaren Repertoire, heute sind sie schon fast tabu.

Schöne Frauen zu zeigen ist pfui. Die Bilder vermittelten ein falsches Körperbild, heisst es. Weniger hübsche Frauen könnten sich diskriminiert fühlen. Sollte man stattdessen intelligente Frauen hervorheben? Auch das dürfte heikel sein. Schliesslich bedeutete dies eine Diskriminierung der Dummchen.

Was also tun? Es gibt eine Lösung. In Saudi-Arabien und Afghanistan wird sie erfolgreich praktiziert. Man steckt die Frauen unter ein Stofftuch. Die Feminismus-kompatible Miss-Wahl – ein Schönheitswettbewerb, bei dem es nicht um Schönheit geht – wäre dann nicht mehr bloss ein leeres Versprechen.



Schon fast tabu: Miss-America-Wahl.



Sexistisch?: brasilianischer Fussballfan.



Erholung vom Nichtstun.

Eilmeldung

Ferien für Fürsorgebezüger

Von *Philipp Gut* — Die Stadt Zürich zahlt auch bei längeren Auslandsaufenthalten Sozialhilfe. Dies sei nicht im Sinn des Gesetzes, kritisieren Juristen.

Das Sozialamt der Stadt Zürich zahlt Fürsorgegelder an «Klienten», auch wenn diese für längere Zeit im Ausland weilen. Dies zeigen Recherchen der *Weltwoche*, die das Sozialamt auf Anfrage bestätigt. Im ersten Monat zahlt die Stadt den vollen Grundbedarf, ab dem zweiten Monat wird die Sozialhilfe kaufkraftbereinigt ausbezahlt, also angepasst an die Lebenskosten des jeweiligen Landes. Gewisse Fürsorgebezüger können so über Wochen oder gar Monate im Ausland sein und von der Sozialhilfe leben.

Diese Praxis ist in der Öffentlichkeit kaum bekannt und stösst bei Experten auf Kritik. «Dies ist nach meiner Ansicht eine Rechtsverletzung, weil Sozialhilfe eine rein schweizerische Hilfe für Personen ist, welche hier leben, und es keinen «Rentenexport» gibt», sagt Christoph Rüegg, Abteilungsleiter Soziales bei der Gemeinde Oberglatt und Autor eines Standardwerks über das schweizerische Sozialversicherungsrecht. Rüegg zeigt sich irritiert über die Gepflogenheiten in der Stadt Zürich. In seiner Gemeinde würde keine Sozialhilfe bezahlt, wenn sich die Bezüger für längere Zeit nicht in der Schweiz aufhielten, sagt er. Für ihn sei es «ein Skandal», wenn Sozialhilfe ins Ausland exportiert werde.

Gemäss seiner juristischen Einschätzung dürfe Sozialhilfe nur kriegen, wer sich auch tatsächlich im Land bewege, so Rüegg. Verschiedene Richtlinien weisen in dieselbe Richtung. Der Tenor: Längere Auslandsaufenthalte oder Ferien von Sozialhilfebezüger sind unstatthaft, es sei denn, die Reisen seien an einen bestimmten Zweck gebunden, beispielsweise die Erlangung eines Kurszertifikates oder die Teilnahme an einer Beerdigung naher Verwandter. Das So-

zialhilfebehördenhandbuch des Kantons Zürich mahnt zur Zurückhaltung. Urlaubs- oder Erholungsaufenthalte könnten nur «langfristig unterstützten» Personen ermöglicht werden, wenn diese «nach Kräften erwerbstätig sind, Betreuungsaufgaben wahrnehmen oder vergleichbare Eigenleistungen erbringen», heisst es darin. Ein «eigentlicher Anspruch auf Übernahme von solchen Kosten» bestehe aber nicht. Dabei behält das Handbuch im Blick, dass auch viele Bürger mit beschränkten finanziellen Mitteln, die nicht von der Sozialhilfe zehren, bei den Ferien «Abstriche» machen müssen. Laut Statistik kann es sich fast jede zehnte Person in der Schweiz nicht leisten, eine Woche Ferien pro Jahr ausser Haus zu verbringen. Deshalb und unter Berücksichtigung des Zwecks der Sozialhilfe, in erster Linie das Existenzminimum zu gewährleisten, seien «der Finanzierung von Ferien Grenzen gesetzt», heisst es im Sozialhilfehandbuch Kanton Zürich.

Auch die mächtige Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe (Skos), die weitgehend die Standards der Branche definiert, hält fest: «Die Sozialhilfe finanziert in der Regel keine Ferien.» Dies ist auch darum sinnvoll, weil Ferien gemäss Arbeitsgesetz der Erholung der erwerbstätigen Bevölkerung dienen. Wer wenig oder kaum erwerbstätig ist, muss sich auch nicht von der Arbeit erholen. «Die Sozial-

hilfe ist für die Unterstützung von Personen zuständig, die sich in der Schweiz aufhalten», schreibt die Skos. Und weiter: «Wer sich im Ausland aufhält, hat keinen Anspruch auf Sozialhilfe.» Allerdings werde eine laufende Unterstützung «bei kurzem, vorübergehendem Auslandsaufenthalt nicht zwingend eingestellt».

Stadt führt keine Statistik

Sozialhilfe ist laut Sozialhilfegesetz eine Überbrückungshilfe, und die Bezüger müssen gemäss Rechtsprechung des Bundesgerichts alles in ihren Kräften Stehende zu tun, «um aus der Notlage herauszufinden, vor allem durch die Ausschöpfung ihrer Arbeitskraft». Im Ausland und gar in den Ferien machen das die «Kli-

enten» wohl kaum. Dennoch bezahlt die Stadt Zürich die Sozialhilfe an Bezüger weiter, die zwei, drei, vier Wochen Ferien machen.

Wie viele Personen in der Stadt Zürich im vergangenen Jahr von der «kaufkraftindexierten Lebensunterhaltszahlung» profitierten, also mehr als vier Wochen im Ausland waren, kann das Sozialamt auf Anfrage nicht sagen. Dies könne statistisch nicht ausgewertet werden. Der Grund, warum hier keine Transparenz hergestellt werden könne, liege im «Fallführungssystem», das die Sozialen Dienste der Stadt Zürich verwenden. Werde der Grundbedarf angepasst – wie



Experte Christoph Rüegg.

«Sozialhilfe ist eine rein schweizerische Hilfe für Personen, die hier leben.»

dies auch bei längeren Auslandsaufenthalten der Fall ist –, werde dies in einer Aktennotiz festgehalten, «die nicht nach Inhalten gefiltert werden kann», teilt das Sozialamt mit. Mit anderen Worten: Die Verantwortlichen wissen selber nicht, wie verbreitet das Phänomen ist. Ihre Behauptung, es komme «höchst selten» vor, lässt sich daher ebenso wenig belegen wie das Gegenteil.



Grosszügiges Schweigen: Bundesrat Cassis.

Kopf der Woche

Der Kulissenschieber

Von *Katharina Fontana* — Laut Aussenminister Ignazio Cassis entscheidet der Lohnschutz über Sein oder Nichtsein des EU-Rahmenabkommens. Damit lenkt er von den wirklich wichtigen Fragen ab.

Die Überzeugungskraft schwächelt. Als Aussenminister Ignazio Cassis letzte Woche mit seinem smarten, stets etwas hintergründig lächelnden Staatssekretär Roberto Balzaretti vor die Medien trat und über den Stand der Verhandlungen mit der Europäischen Union informierte, tönnte das Duo deutlich skeptischer als bei den früheren Pressekonferenzen. Das Rahmenabkommen mit der EU, so viel ist klar, steht auf der Kippe. Denn die EU verlangt von der Schweiz, dass sie bei den Schutzmassnahmen für den Arbeitsmarkt, den sogenannten flankierenden Massnahmen, Abstriche macht – sonst kann sie das Abkommen vergessen. Viel weniger klar ist, wer denn nun eigentlich in der Klemme steckt. Ist es Cassis und mit ihm die Landesregierung, die den Vertrag mit der EU bis im Herbst in den Grundzügen ausgehandelt haben will? Sind es die Gewerkschaften, die ernsthaft um den Erhalt des

Lohnschutzes fürchten müssen? Oder sind es die Freisinnigen, die Rahmenabkommen-Turbos, die sich von der Linken jetzt eine weitere Regulierung des Arbeitsmarkts diktieren lassen müssen, damit diese einlenken?

Wie ein Phönix aus der Asche

Es ist ein Leichtes, Aussenminister Cassis die Schuld an der verworrenen Situation in die Schuhe zu schieben. Der Tessiner scheint es sich im Moment mit so ziemlich allen verscherzt zu haben. Cassis habe den Gewerkschaften ein Sommergeschenk offeriert, ätzte etwa CVP-Präsident Gerhard Pfister im jüngsten Newsletter seiner Partei. Diese müssten jetzt nur noch das Preisschild dranhängen. Die Gewerkschaften und die Sozialdemokraten ihrerseits werfen Cassis Ignoranz und Vertrauensbruch vor: Es komme nicht in Frage, am Lohnschutz zu rütteln, wettern sie. Bei der SVP steht der

Freisinnige auch nicht hoch im Kurs. Cassis hatte bekanntlich vor seiner Wahl mit der vollmundigen Aussage, er wolle in der Europapolitik den «Reset-Knopf» drücken, grosse Erwartungen geweckt. Nach seinem Einzug in den Bundesrat musste die Volkspartei allerdings schnell feststellen, dass der neue Aussenminister statt des Reset-Knopfes das Gaspedal drückte. Und flott vorankam.

Tatsächlich sah es so aus, als ob Cassis beim Rahmenvertrag demnächst auf die Zielgerade einbiegen könne. Er versteckte sich nicht hinter wolkigen Formulierungen wie sein glückloser Vorgänger Didier Burkhalter, sondern sorgte mit einer neuen Verhandlungsstrategie für frischen Wind und holte sich mit Roberto Balzaretti einen gewieften Chefunterhändler zur Seite. Die Verhandlungspartner schienen sich in den strittigen Fragen mehr und mehr näherzukommen. So gab Cassis bekannt, dass sich die

Schweiz mit der EU auf ein Schiedsgericht habe einigen können, das selbständig über Streitigkeiten entscheiden werde. Auch andere von der EU errichtete Hürden wie die Übernahme der Unionsbürgerrichtlinie oder des Verbots staatlicher Beihilfen schienen plötzlich reihenweise zu fallen. Die flankierenden Massnahmen, welche die hohen Schweizer Löhne vor billigeren ausländischen Anbietern schützen, seien für die Schweiz ohnehin rote Linien und in keiner Weise verhandelbar, hiess es.

Von dieser Aufbruchstimmung liessen sich – neben der ohnehin europhilen SP – auch die FDP und die CVP anstecken. Das Rahmenabkommen, das man kurz zuvor noch als unnötig angesehen hatte und schicklich beerdigen wollte, stieg wie ein Phönix aus der Asche. Der Meinungsumschwung war freilich nicht nur auf Cassis' Verhandlungsgeschick zurückzuführen, sondern auch auf den Entscheid der EU im Dezember 2017, die Schweiz bei der Börsenäquivalenz zu piesacken und ihr die Anerkennung vorläufig nur für ein Jahr zu erteilen – ein Racheakt des beleidigten Kommissionspräsidenten Jean-Claude Juncker, der sich vom Bundesrat schmählich behandelt fühlte. Für die EU ging die Rechnung auf: In der Schweiz brach unverzüglich Hektik aus, und man eilte zurück an den Verhandlungstisch. Im Nein-Lager zurück blieb einzig die SVP.

Gewerkschaften gegen «fremde Richter»

Seit Mitte Juni sieht nun alles wieder anders aus. Man müsse bei den flankierenden Massnahmen eventuell über die Bücher und andere Wege gegen Lohndumping suchen, sagte Cassis überraschend gegenüber Radio SRF und sorgte für breite Empörung. Die einen warfen dem Aussenminister vor, er habe unbedacht, ja naiv ins Mikrofon geplaudert. Die anderen sahen darin einen fast schon machiavellistischen Schachzug: Cassis habe mit dem bewusst provozierten Protest der EU zeigen wollen, dass der Bundesrat bei den flankierenden Massnahmen in der Schweiz über null Spielraum verfüge und keine Konzessionen machen könne. Wie auch immer: Wer «rote Linien» definiert und diese dann öffentlich in Zweifel zieht, zeigt der Gegenpartei, dass er zum Nachgeben bereit ist. Das dürfte auch die EU so verstanden haben.

Dennoch ist es zu einfach, den Schwarzen Peter nun allein Cassis zuzuschieben. Dass die EU die flankierenden Massnahmen unbedingt weghaben will und das Rahmenabkommen als Einfallstor nützen würde, um ihr Ziel zu erreichen, ist seit langem bekannt. Die Gewerkschaften wissen bestens, dass der Rahmenvertrag den Schweizer Lohnschutz gefährden wird und dass sich namentlich die Regelung, nach der sich ausländische Firmen zwecks Lohnkontrollen mindestens acht Tage vor ihrem Einsatz in der Schweiz anmelden müssen, kaum wird halten lassen. Die Empörung wirkt also reichlich aufgesetzt.

In der Sache selber haben die Gewerkschaften hingegen durchaus Grund, alarmiert zu sein. Die EU ist zwar protektionistischer als früher und hat mit der jüngst verabschiedeten neuen Entsenderichtlinie, die bis 2020 in den einzelnen Mitgliedstaaten umgesetzt sein soll, die Hürden gegen Lohndumping erhöht. Das Schutzniveau ist aber immer noch tiefer als in der Schweiz. Auch muss sich erst noch weisen, wie frei der Europäische Gerichtshof (EuGH), der bis anhin sehr binnenmarktfreundlich geurteilt und sich damit bei den Arbeitnehmervertretungen höchst unbeliebt gemacht hat, die Entsenderichtlinie interpretieren wird. Dass die Schweizer Gewerkschaften den Lohnschutz nicht der EU und dem EuGH anvertrauen wollen, liegt also auf der Hand – auch wenn es fast schon ironisch anmutet, dass es für einmal linke Kreise sind, die auf autonome schweizerische Lösungen pochen und die «fremden Richter» in Luxemburg vehement ablehnen.

In den kommenden Wochen will der Bundesrat nun bei den Sozialpartnern für ein Entgegenkommen beim Lohnschutz weibel. Und das dürfte innerhalb der Linken für einigen Zoff sorgen. Auf der einen Seite steht die EU-Fraktion der SP, die lieber heute als morgen Teil der grossen europäischen «Familie» wäre und schon jetzt zu allerlei Zugeständnissen bereit zu sein scheint. Auf der anderen Seite ist mit dem Widerstand der Gewerk-

Wo bleiben die Liberos?

Die jungbewegte Operation Libero (Wahlspruch «Die Schweiz verwirklichen») hält sich gewöhnlich keine Sekunde zurück mit Kritik an jenen, die Kritik an der EU oder am Rahmenvertrag wagen, den Brüssel mit der Schweiz abschliessen will. Das Bashing der SVP, die den Rahmenvertrag und eine weitere Annäherung an die EU verhindern will, gehört deshalb bei den Liberos schon fast zum guten Ton. «Selbst der Bilaterale Weg als Mindestmass ist schon länger blockiert. Darum ist es Zeit für eine grundsätzliche Debatte darüber, wie die Schweizer Interessen an einer Zusammenarbeit mit der künftigen EU am besten erreicht werden können», schreibt die Operation Libero auf ihrer Website. Umso überraschender ist das laute Schweigen der Organisation nach den jüngsten Einwänden der Gewerkschaften gegen die Verhandlungsführung von FDP-Aussenminister Cassis. Wäre es der Operation Libero ernst mit ihrem bedingungslosen Einsatz für Europa, müsste sie jetzt ebenso heftig reklamieren, wie sie es sonst tut. Dass sie es nicht tut, darf man als politischen Lackmustest betrachten: Die Operation Libero verrät ihren Linksdrall. (gut)

schaften und der Totalopposition des noch weiter linkspositionierten Lagers zu rechnen, das der globalisiert-freizügigen Arbeitswelt in Europa generell nichts Gutes abgewinnen kann. Gräben tun sich im Übrigen auch innerhalb der Wirtschaft auf. Der Wille, mit der EU eine Einigung zu erzielen, ist nicht unbegrenzt, wie verschiedene Unternehmer in den letzten Wochen deutlich gemacht haben. Einzig die Freisinnigen und der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse scheinen inzwischen derart auf das Rahmenabkommen fixiert zu sein, dass man ihnen grenzenlose Wankelmütigkeit zutraut.

Alles nur Ablenkung?

Zurück zu Cassis. Man mag im Moment den Eindruck haben, als würde der Aussenminister einem Abkommen hinterherrennen, das auf absehbare Zeit keine Chance haben wird; dass der Rahmenvertrag wie vorgesehen bis im Herbst genagelt werden kann, mutet immer unrealistischer an. Vielleicht geht der vielgescholtene Cassis aber auch geschickter vor, als man denkt. Immerhin ist es ihm mit seinem Eiertanz um die «roten Linien» gelungen, die öffentliche Diskussion allein auf den Lohnschutz zu richten, als handle es sich dabei um den grössten Stolperstein auf dem Weg zum Rahmenabkommen. Als hinge alles davon ab. Fast könnte man den Verdacht haben, dass hier ein innenpolitisches Ablenkungstheater inszeniert wird. Und der Aussenminister die Kulissen schiebt.

So spricht Cassis praktisch nie davon, wozu es im Rahmenvertrag effektiv geht und wie stark dieser die Souveränität der Schweiz beeinflussen würde. Den wichtigsten Punkt – dass sich die Schweiz in gewissen Bereichen pauschal zur Übernahme von neuem EU-Recht verpflichten würde und andernfalls Sanktionen gewärtigen müsste – verschweigt er grosszügig. Schöngeredet wird auch die Rolle des machtvollen Europäischen Gerichtshofs; es zeigt sich immer deutlicher, dass am Ende doch der EuGH und nicht das Schiedsgericht die letzte Instanz in europarechtlichen Streitfragen wäre. Ungewiss ist zudem, ob der Rahmenvertrag die staatlichen Beihilfen der Schweiz wirklich nicht tangieren und der EU keinen Hebel geben würde, um ihr nicht genehme Schweizer Steuerregeln zu attackieren. Schliesslich gibt es auch keine Garantie, dass der für seine ausgreifende Rechtsprechung bekannte EuGH das Unionsbürgerrecht nicht doch für die Schweiz als teilweise anwendbar erklären und damit beispielsweise zusätzliche Ansprüche bei der Sozialhilfe schaffen würde. Diese Punkte wiegen weitaus schwerer als die Frage, ob die Acht-Tage-Regelung vielleicht durch eine Vier-Tage-Regelung oder Ähnliches ersetzt werden könne. Doch kaum jemand spricht von ihnen. Denn bei all der Kulissenschieberei sieht man sie nicht.

Personenkontrolle

Müller, Leuthard, Glarner, Hänni, Schmid-Federer, Kiener Nellen, Flückiger, Bigler, Thomann, Peter, Rohani, Trump, Grigat, Ryf

Philipp Müller, Irrlicht der Woche, verblüfft Freund und Feind einmal mehr mit seinen politischen Äusserungen. Der Aargauer Ständerat und ehemalige FDP-Präsident, im Vorleben als «18-Prozent-Müller» bekannt, opfert seinem Einsatz für den Rahmenvertrag mit der EU alles, zumindest seine liberalen Grundsätze. Um das Vertragswerk zu retten, schlägt Müller vor, die staatliche Kontrolle der Arbeit auszubauen. Man darf gespannt sein, wann der frühere Gipsermeister einen Ruf der Gewerkschaften erhält. (*gut*)

Doris Leuthard, vorübergehend Ausquartierete, hat wieder ein eigenes Dach über dem Kopf. Zusammen mit ihrem Generalsekretariat kann die Bundesrätin nach drei Jahren wieder im Bundeshaus Nord einziehen, wie das Bundesamt für Bauten und Logistik mitteilt. Das Gebäude wurde umfassend saniert, als Letztes der Bundeshäuser. Damit sind nun alle Mitglieder der Landesregierung wieder an ihrem gewohnten Platz und arbeiten in nächster Umgebung zueinander. Unklar bleibt, wie lange die Bundesrätin, die ihren Rücktritt vage für spätestens 2019 in Aussicht stellt, die Freuden ihres neuen Amtssitzes genau geniessen wird. Klar ist hingegen: Die Unterhaltsarbeiten für alle Bundeshäuser – Bernerhof, Parlamentsgebäude, Bundeshaus West, Bundeshaus Ost, Bundeshaus Nord und Bundeshaus Inselgasse – belaufen sich auf insgesamt 400 Millionen Franken. (*fon*)

Andreas Glarner, Wurstspezialist, stach in ein veritables Wespennest. Nachdem er aufgezeigt hatte, dass Schulverantwortliche in Strengelbach aus Rücksicht auf muslimische Kinder keine Cervelats auf dem Gemeinschaftsgrill wünschen, publizierte er eine Klassenliste der Primarschule Birchlen in Dübendorf. Nun schlug die grosse Stunde der Primarschulpräsidentin **Susanne Hänni** von den Grünliberalen: «Wir sind empört. Er missbraucht Kinder für politische Propaganda», liess sie verlauten. Und schob nach, dass die Liste nicht vollständig sei und dass sich in der betreffenden Klasse mehr als nur ein einziges Schweizer Kind befinde. Was Glarner nicht unbedingt beruhigen dürfte. Erziehungswissenschaftler haben nämlich aufgezeigt, dass schon ein Anteil an Fremdsprachigen von 30 Prozent zu einem Leistungsabfall führt. Ab 50



Neue Dimensionen: Triathletin Ryf.



Donald-Trump-Prinzip: Gewerbedirektor Bigler.



Mehr Staat: FDP-Ständerat Müller.



Kontrastprogramm: Radiomoderatorin Peter.

Prozent werde dieser Leistungsabfall «dramatisch». Das Schulhaus Birchlen hat gemäss Geschäftsbericht der Stadt Dübendorf einen Ausländeranteil von exakt 58,46 Prozent. (*mö*)

Barbara Schmid-Federer, Wortführerin, wurde zusammen mit anderen zurücktretenden Parlamentarierinnen des linken Lagers im *Tages-Anzeiger* ausgiebig abgefeiert. «Die Wortführerinnen treten ab», hiess der Titel eines ausführlichen Artikels über einen weiblichen «Generationenwechsel» im Parlament. Unter den «Meinungsmacherinnen» und «profilierter Politikerinnen» namentlich geadelt wurde auch die Berner SP-Finanzpolitikerin **Margrit Kiener Nellen**, die sich vor allem als Steueroptimiererin in eigener Sache profiliert hat. Auf der Liste fehlt selbstverständlich die Aargauer Gewerblerin **Silvia Flückiger**, immerhin während zwölf Jahren Mitglied der einflussreichen Kommission für Wirtschaft und Abgaben und Vizepräsidentin des mächtigen Schweizerischen Gewerbeverbandes. Doch die SVP-Vertreterin ist für eine Würdigung im *Tages-Anzeiger* ganz einfach in der fal-



Lobgesang beim Abgang: Schmid-Federer (CVP).

schen Partei. Merke: Im Politjournalismus ist Frau noch lange nicht gleich Frau. (*mö*)

Hans-Ulrich Bigler, Kämpfernatur, lebt nach dem Donald-Trump-Prinzip: Wer dem Gewerbedirektor an den Karren fährt, muss mit einer heftigen Retourkutsche rechnen. Diese Erfahrung macht derzeit der Berner Anwalt **Claude Thomann**, der als Präsident des Vereins Swiss Skills Bern fungiert, Organisator der diesjährigen Berufsmeisterschaften in Bern. Die Schweizer Berufsmeisterschaften sind eine Erfindung des Schweizerischen Gewerbeverbands SGV, mittlerweile aber eine byzantinische Konstruktion mit Stiftung, Generalsekretariat, Geschäftsleitung sowie eben dem durchführenden Berner Verein. Thomann warf Bigler via *Blick* vor, dass der Gewerbeverband seinem Verein Dienstleistungen verrechne, während alle anderen ehrenamtlich arbeiteten: «Bigler rechnet jede Sekunde ab.» Jetzt schlägt Bigler zurück: Gegenüber der *Weltwoche* stellt er klar, dass der Gewerbeverband auf strategischer Ebene selbstverständlich mitwirke, ohne Rechnung

zu stellen. Bei operativen Aufgaben habe man Thomann ein Angebot gemacht, auf das der Verein nicht eingetreten sei. «Es ist kein Franken geflossen.» Im Gegenteil: Thomann habe die kostenlose Nutzung der Adressdatenbank des SGV gefordert. «Als Anwalt sollte ihm eigentlich klar sein, dass das schon aus Datenschutzgründen nicht geht.» (fsc)

Barbara Peter, Verwirrungskünstlerin, mutet den Zuhörern des Schweizer Radios einiges zu. Und zwar bot sie letzte Woche – ausgerechnet zum Staatsbesuch des iranischen Präsidenten **Hassan Rohani** in Bern – einen Nahostexperten zum Interview auf, der den amerikanischen Präsidenten **Donald Trump** für seine Haltung gegenüber dem Iran lobte. Normalerweise lassen die von SRF dargereichten Experten kein gutes Haar an der israelischen und amerikanischen Position. **Stephan Grigat** hingegen, ein deutscher Politikwissenschaftler mit Lehrauftrag an der Universität Wien, schlug im «Tagesgespräch» mit der SRF-Journalistin andere Töne an: Das Atomabkommen ging «von grundlegenden Fehlannahmen aus» wie jener, dass man mit diesem Vertrag das Regime zu einer gemässigten Haltung bringen könne. Aussenpolitisch habe das Abkommen Teheran «eine aggressive Expansion» ermöglicht, also «zu einer Radikalisierung der Politik des Regimes geführt». Rohani sei das «freundliche, dauerlächelnde Gesicht des Terrors». (fsc)

Daniela Ryf, Superwoman, stösst in neue Dimensionen vor. An der Ironman European Championship 2018 in Frankfurt am Main deklassierte die Schweizer Triathletin die nächstbeste Konkurrentin um beinahe eine halbe Stunde. Mit ihrer Siegerzeit hätte sie bei den Männern den sensationellen sechsten Rang erreicht. (gut)

Nachruf



Lebenslanger Rebell: Claude Lanzmann.

Claude Lanzmann (1925–2018) – Als Teenager lebte er im von den Nazis besetzten Frankreich, wo er sich im Widerstand engagierte. Als Jude musste er zudem mit der beständigen Angst umgehen, von der Gestapo gefasst und deportiert zu werden. Beides hat ihn geprägt. Claude Lanzmann blieb Zeit seines Lebens ein Rebell, bei dem die Auseinandersetzung mit dem Holocaust zur Obsession wurde.

Aus dieser Obsession entstand der Film «Shoah», ein monumentales Kunstwerk und ein historisches Dokument zugleich, das unter die Haut geht. In dem mehr als neun Stunden langen Opus, das 1985 erstmals gezeigt wurde, geht es Lanzmann nicht darum, einfache Botschaften wie «Nie wieder» zu vermitteln. Sein Interesse gilt

vielmehr der perfiden Mordmaschinerie der Nazis.

Bewusst verzichtete er im Film auf historische Szenen und das Zeigen des Grauens. Stattdessen liess er Zeugen von damals zu Wort kommen. Damit transportierte er die Vergangenheit in die Gegenwart. Mit seiner intensiv-erbarmungslosen und präzisen Fragetechnik gelang es ihm, den Überlebenden die durchlebten Gräueltaten zu entlocken, die sie zuvor mit niemandem geteilt hatten.

In seinem Film spielen auch die Täter eine Rolle, die an der Tötungsmaschinerie mitgearbeitet hatten. Um deren Vertrauen zu gewinnen, verstellte er sich während Interviews auch schon mal mit versteckter Kamera als Nazi-Sympathisant. Ein ehemaliger SS-Schergen in Treblinka sagte dem französischen Regisseur zum Beispiel, dass dort nicht 18 000 Juden täglich vergast wurden, wie oft behauptet werde, sondern «lediglich» 12 000 bis 15 000. An «guten» Tagen seien die Juden bereits zwei Stunden nach Ankunft ihrer Züge im Gas gelandet, gab der SS-Schergen stolz zu Protokoll.

Als dritte Gruppe liess Lanzmann Polen zu Wort kommen, die damals in der unmittelbaren Nachbarschaft der Vernichtungslager ihrem Alltag nachgegangen waren. Sie wollten vom systematischen Morden in den Gasöfen nichts gemerkt haben, behaupteten sie vor laufender Kamera.

Mit seinem epischen Dokumentarfilm hat Lanzmann ein starkes Vermächtnis hinterlassen. Er starb letzte Woche nach kurzer Krankheit in Paris. *Pierre Heumann*

FEINS VOM DORF

Unser Dorf zeigt seine Schokoladenseite.

Bäcker-Konditorin **Anita Zbinden** ist eine von mehr als 3000 lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Ihre handgemachten Udligenswiler Pralinés, Nidletäfel, Amaretti und caramellisierten Schokomandeln sind im Volg Udligenswil (LU) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.

Volg. Im Dorf daheim. In Udligenswil zuhause.

Volg
frisch und fründlich

brandinghouse

Doppelbürgerrecht, mehr schlecht als recht

Von *Philipp Gut und Christoph Mörgeli* — Der Doppeladler brachte es an den Tag: Die Schweiz hat ein Problem mit ihren Doppelbürgern. Doch eine sachliche Diskussion scheint unmöglich.



Fünfer und Weggli.

Da hatte sich der Generalstabsobers in ein Minenfeld begeben. «Man müsste sich vielleicht fragen: Wollen wir Doppelbürger?»», so eröffnete Alex Miescher die Diskussion. Der Generalsekretär des Schweizerischen Fussballverbandes (SFV) nannte «strategische Gründe» für eine allfällige Änderung der bisherigen Regelung, wonach die Schweiz Spitzenfussballer mit viel Aufwand ausbildet, die sich dann aber unter Umständen für eine andere Nationalmannschaft entscheiden. Und der FDP-Lokalpolitiker appellierte an die Vertreter «ganz oben in der Politik»: Sie sollten die Diskussion führen, ob wir die Doppelnationalitäten wollen oder ob man sich «ab einem gewissen Alter für eine Nationalität entscheiden» solle.

Nerv berührt

Ohne eine solche Debatte auch nur zu erwägen, fielen manche der angesprochenen Politiker wie Hyänen über den Fussballfunk-

tionär her. «Ich bin entsetzt», empörte sich der Italo-Schweizer Nationalrat Corrado Pardini (SP). Eine so «stumpfsinnig nationalistische Stammtischidee» sei ihm noch nie untergekommen. Pardinis Ausfälle gipfelten im Direktvergleich von SFV-Generalsekretär Miescher mit der rassistischen Geisteshaltung gewisser amerikanischer Südstaatler in den sechziger Jahren. Sein Genosse Cédric Wermuth behauptete kühn, der Fussballverband wolle Gräben aufreissen, die überhaupt nicht existierten. Auch der Genfer Regierungsrat Pierre Maudet schimpfte wie ein Rohrspatz über den Vorschlag seines freisinnigen Parteikollegen («absolute Schnapsidee»). Hier sei eine Diskussion angeregt worden, «die wir nicht brauchen». Selbstverständlich braucht der überzeugte schweizerisch-französische Doppelbürger Maudet diese Diskussion so wenig wie jene über seine privaten Einladungen gewisser Geschäftsleute in die Emirate oder in den Iran.

Die politische Rechte nahm den Ball indessen teilweise dankbar auf. SVP-Nationalrat Jürg Stahl, Präsident von Swiss Olympic, äusserte dezidiert die Meinung, dass ein Verzicht auf die zweite Staatsbürgerschaft für alle Sportler gelten müsse, welche die Schweiz künftig an Weltmeisterschaften oder Olympischen Spielen vertreten wollen. Nationalrat Adrian Amstutz, SVP-Wahlkampfleiter, sah zwar kein eigentliches Passproblem, aber eines von Herz und Kopf. «Unabhängig von der Herkunft vermisse ich bei vielen Nationalspielern die klare Identifikation mit der Schweiz, den Stolz, für sein Land aufzulaufen.»

Als angesprochener Doppeladler-Doppelbürger in der Fussballnationalmannschaft fand Granit Xhaka nach seinem vorübergehenden Ausfall im Schweden-Spiel zu jener Aggressivität zurück, wie er sie gegen Serbien gezeigt hatte. Er, der eben noch dem albanischen Steinadler die Reverenz erwiesen hatte, qualifizierte Mieschers Aussagen als «Stein-

zeit-Kommentare». Auch Ex-Natspieler Kubilay Türkyilmaz kritisierte den Doppelbürger-Disput, um ihm aber auch gleich wieder Auftrieb zu geben: Angesichts des «unterirdischen Gekickes» gegen Schweden hätte der Trainer Xhaka und Xherdan Shaqiri vom Feld nehmen müssen. «Denn mit dem Spiel gegen Serbien haben sie uns aufgezeigt, was möglich ist, wenn sie hoch motiviert zu Werke gehen.»

Beenden wir die Aufzählung mit einer Gegenfrage: Kann es sein, dass die Doppelbürgerdebatte deshalb so gereizt und ablehnend geführt wird, weil das Thema eben doch einen tiefer liegenden Nerv berührt? Fussballfunktionär Miescher scheint unabsichtlich ein Tabu geritzt zu haben. Mit Wucht brachte der Doppeladler die Doppelbürgerschaft zurück aufs Tapet: Kann, soll man zwei oder mehr Pässe haben? Wäre es nicht besser, wenn man von den Bürgern verlangte, sich verbindlich für ein Land, für eine Staatszugehörigkeit zu entscheiden? Marco Chiesa, aktuell SVP-Vizepräsident, forderte nach den Turbulenzen rund um Bundesrat Ignazio Cassis' Doppelbürgerschaft, dass die Parlamentarier ihre Staatsangehörigkeiten in einem Register publizieren müssen. Seine Begründung: «Eine Doppelbürgerschaft bringt Vorteile und Privilegien. Sie stellt eine Interessenbindung dar, über welche die Parlamentarier die Wähler ins Bild setzen sollten.»

Einst klassisches Auswanderungsland

Es geht beim Thema Doppelbürger im Grunde noch weiter, nämlich um die verfassungsmässig garantierte Rechtsgleichheit aller Bürgerinnen und Bürger. Wer in zwei oder mehr Ländern wählen und mitbestimmen kann, genießt diesbezüglich eindeutig Privilegien. Und wer von EU-Massnahmen gegen die Schweiz und entsprechenden Diskriminierungen dank seinem EU-Pass nicht betroffen ist, erfreut sich zweifellos eines Vorteils gegenüber seinen Mitbürgern. Man kann, zum Beispiel, seinen Militärdienst dort leisten, wo es einfacher ist. Oder Unannehmlichkeiten bei der Einreise in ein anderes Land fallen weg. Der Doppelbürger hat den Fünfer und das Weggli.

Gemäss Volkszählung des Jahres 2000 waren damals 8,6 Prozent aller Schweizer Doppelbürger, was fast 500 000 Personen entsprach. Heute leben etwa 916 000 Doppelbürger mit Stimm- und Wahlrecht in unserem Land, also fast ein Fünftel aller Stimmberechtigten. Dass diese beispielsweise als Direktbetroffene dereinst über die Personenfreizügigkeit mit Balkanstaaten anders abstimmen, als es dem Interesse eines Schweizlers mit einem einzigen Bürgerrecht entsprechen würde, liegt auf der Hand.

Einst war die Schweiz ein klassisches Auswanderungsland. Deshalb hat sie ihren Bürgern die doppelte Staatsangehörigkeit von

jeher gewährt. Das unbeschränkte Doppelbürgerrecht trat erst am 1. Januar 1992 in Kraft. Alle einbürgerungswilligen Ausländer können seither ihr Bürgerrecht behalten, wenn ihr Herkunftsstaat dies zulässt. Es herrschte damals der Zeitgeist des «La Suisse n'existe pas», wie es am Eingang des Schweizer Pavillons an der Weltausstellung in Sevilla hiess. Die Eliten in Politik, Wirtschaft, Medien und Gesellschaft fürchteten nach dem Fall der Berliner Mauer, unser Land verliere hoffnungslos den Anschluss an die übrige Welt. Mit dem Beitritt in den Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) sollte sich die Schweiz unter die Fittiche des sich einigenden Europas begeben. Der Ausländeranteil betrug damals rund 19 Prozent, was als ausserordentlich hoch beurteilt wurde, und man wollte ihm mit vermehrten Einbürgerungen begegnen.

Das angeblich entsetzlich restriktive Einbürgerungsklima nahm Rolf Lyssys Spielfilm «Die Schweizermacher» (1978) auf die Schippe. Mit der Wirklichkeit hatten die witzig ausgebreiteten Klischees allerdings nichts mehr zu tun. Denn genau in jenem Jahr brachte ein neues Bürgerrechtsgesetz eine Rekordzahl an Einbürgerungen. Neu erhielten nämlich auch die Kinder von Schweizerinnen, die mit einem Ausländer verheiratet waren, automatisch das Bürgerrecht – und zwar rückwirkend.

Schiessen sie auf die richtige Seite?

Im Brennpunkt steht neben der nationalen Vertretung bei sportlichen Wettkämpfen die geteilte Loyalität bei der Militärdienstleistung oder gar im Falle eines Kriegseinsatzes. Für die Schweiz gilt: «Der Besitz einer anderen Staatsangehörigkeit hat grundsätzlich keinen Einfluss auf die Wehrpflicht eines Schweizer Bürgers. Schweizer, die jedoch nachweisen, dass sie das Bürgerrecht eines anderen Staates besitzen und dort ihre militärischen Pflichten erfüllen, Zivildienst geleistet oder Ersatzleistungen erbracht haben, sind in der Schweiz nicht militärdienstpflichtig.» Vorbehalten bleiben bilaterale Abkommen über den Militärdienst der Doppelbürger, wie sie die Schweiz mittlerweile mit etlichen Staaten abgeschlossen hat. Im relativ häufigen Fall der Italiener heisst dies: Die italienisch-schweizerischen Doppelbürger leisten ihren Militärdienst in dem Land, in dem sie zu Beginn jenes Jahres Wohnsitz haben, in dem sie 18 Jahre alt werden. Man kann nur hoffen, dass sie auf die richtige Seite schiessen.

SVP mit angezogener Handbremse

Sollte man die Doppelbürgerschaft abschaffen? Das ist zugespitzt die Frage, die mit dem Doppeladler auf die Agenda gehoben wurde. Sie ist nicht so irrational und hinterwäldlerisch, wie die politischen Kommentare glauben machen wollen. Ist heute wirklich überall Schweiz drin, wo Schweiz draufsteht? Identi-

fizieren sich die vielen Eingebürgerten wirklich mit der Schweiz und ihren Werten? Zweifel sind erlaubt und legitim. Dass sie jetzt aufkommen, hat nicht nur mit der WM und dem Doppeladler, sondern auch mit der generell grossen Zuwanderung zu tun. Auf die Masseneinwanderungen folgen die Masseineinbürgerungen. Ist das gut? Die Schweiz verleiht mit ihrem Bürgerrecht den Bürgern mehr Macht als alle anderen Staaten der Welt. Identifikation und Loyalität sind für eine Nation, die sich Willensnation nennt, entscheidend. Der Doppeladler war ein Entfremdungsschock, weil die Kosovo-Albaner als mustergültig integriert galten. Wenn schon bei den Nationalspielern die Swissness nur eine dünne Schicht ist, wie steht es erst um all die anderen?

In der Parteipolitik verpufften bisher alle Angriffe auf die doppelte Staatsbürgerschaft. Einzelne SVP-Parlamentarier haben verschiedentlich Vorstösse eingereicht. Jasmin Hutter befand die doppelte Staatsbürgerschaft 2004 «als Prinzip anfechtbar, weil sie an sich schon auf Opportunismus beruht». Auch der bibelfeste damalige SVP-Präsident Ueli Maurer äusserte die Überzeugung: «Man kann nicht zweien Herren dienen.» Der Schweizer Pass sei keine Ware, die man kaufen könne, sondern das Resultat einer bewussten Wahl. Im aktuellen SVP-Parteiprogramm ist aber von der Doppelbürgerschaft nur noch im Zusammenhang mit Dschihadisten und Straftätern die Rede, die – so die Forderung – in der Kriminalstatistik ausdrücklich als solche gekennzeichnet werden sollen.

Die Volkspartei fährt in der Doppelbürgerrechtsfrage mit auffallend angezogener Handbremse. Denn fast drei Viertel der 700 000 Auslandschweizer besitzen zumindest eine zusätzliche Staatsangehörigkeit. Und die SVP würde bei dieser ebenfalls wahlberechtigten stattlichen Klientel an Sympathien verlieren, wenn der Bund sie zwänge, den Schweizer Pass abzugeben. Zwar haben die Schweizer im Ausland in Fragen der aussenpolitischen Öffnung mehrheitlich anders gestimmt, als es der SVP lieb war. Doch es ist ein offenes Geheimnis, dass einige ihrer Vertreter keine Begeisterung für die Abschaffung der Doppelbürgerschaft aufbringen. Dennoch hat die Partei in den Kantonen Baselland, Zug und Nidwalden Standesinitiativen eingereicht. Lukas Reimann wollte das Doppelbürgerrecht zumindest jenen Bewerbern verweigern, deren Ursprungsstaaten Schweizern ebenfalls kein Doppelbürgerrecht zugestehen. Gemäss heutiger Regelung können Doppelbürger die Schweiz sogar als Diplomaten im Ausland vertreten. Ein Vorstoss des Nidwaldner SVP-Nationalrats und *Weltwoche*-Mitarbeiters Peter Keller, der dies wegen unvermeidlicher Interessenkonflikte unterbinden wollte, wurde deutlich abgelehnt.



«Das tut richtig weh»: Basler Legende Karl Odermatt.

Fussball

Einer gegen den Streichelzoo

Von Thomas Renggli und Kostas Maros (Bild) — Der ehemalige Schweizer Spitzenfussballer Karl Odermatt nervt sich gewaltig über die Bauchlandung der Nationalmannschaft an der WM in Russland. Der 75-jährige Basler über falsche Solidarität, mangelnden Respekt und die Fehler des Verbands.

Basel, Landhof, einen Steinwurf vom mon-dänen Messegelände entfernt. Die Sonne scheint, es ist fast dreissig Grad warm. Auf dem Fussballplatz dreht der Platzwart mit dem Traktor seine Runden. Er zieht eine Staubwolke nach sich. Sommerzeit ist Düngerzeit. Karl Odermatt lächelt. Die 75-jährige Fussball-Legende, die hier alle nur Karli nennen, verbindet grossartige Erinnerungen mit diesem Ort. 1962, mit neunzehn Jahren, schoss er in seinem ersten Nationalliga-A-Spiel gegen Bellinzona zwei Tore. Odermatt deutet auf die Stirnseite des Platzes: «Auf dieses Tor – gegen den Nationalgoalie Antonio Permunian.»

Es war der Startschuss zu einer beispiellosen Karriere: fünf Meistertitel, vier Cup-Siege, dreizehn Tore in fünfzig Länderspielen. Am 10. November 1971 traf Odermatt im Wembley zum 1:1 gegen England. Ist heute von der Nationalmannschaft die Rede, gerät der tem-

peramentvolle Senior in Rage. Der Schweizer Auftritt an der WM verärgert ihn auch eine Woche nach dem Scheitern im Achtelfinal gegen Schweden. «Angsthasen-Fussball», sagt Odermatt zur Schweizer Leistung im wichtigsten Spiel des Jahres, «dabei war der Gegner keinen Deut besser. Aber unsere Mannschaft hat nur abwartend gespielt.»

«Ausgerechnet an der WM»

Mehr noch als die sportliche Bauchlandung nervt Odermatt das Benehmen einiger Spieler: «Dass wir heute noch über diesen Doppeladler-Jubel sprechen müssen, ist ein Armutszeugnis.» Für Odermatt spiegelt diese Geste im Spiel gegen Serbien ein Führungsproblem: «Schon vor vier Jahren wurde beschlossen, auf dieses Zeichen zu verzichten. Und nun geschieht es ausgerechnet an der WM.» Dass sich Captain Stephan Lichtsteiner im Jubel

Xherdan Shaqiri und Granit Xhaka anschloss, sei höchst unglücklich: «Lichtsteiner ist ein erfahrener Spieler – er kennt die Problematik und die Polemik. Er muss mit gutem Beispiel vorangehen – und nicht falsche Solidarität demonstrieren.»

Karl Odermatt ist in Basel eine Institution. An seiner Seite wird der Weg in ein Café beim Bahnhof SBB zu einem öffentlichen Ereignis: da ein Gruss, hier ein Handschlag. Die Stadt liegt Karli auch fast vierzig Jahre nach seinem letzten Spiel noch zu Füssen. Die Kellnerin sagt: «Ihre Augen sind so schön blau.» Der Angesprochene bedankt sich fürs Kompliment – und kommt dann wieder auf jenes Thema zu sprechen, das im Schweizer Fussball momentan heisser diskutiert wird als die Leistung auf dem Platz: die Identifikation mit dem eigenen Land. Für Odermatt beginnt die schon vor dem Kick-off – wenn die Nationalhymnen

abgespielt werden: «Die Spieler tragen das Schweizerkreuz auf der Brust. Sie spielen für die Schweiz – und sie sollen für die Schweiz singen. Wir haben immer gesungen. Alle haben gesungen», sagt Odermatt. Dass es textliche Schwierigkeiten geben könnte, schliesst er aus: «Während meiner Zeit hatten wir zwei verschiedene Nationalhymnen – zuerst «Rufst du mein Vaterland» und dann ab 1965 den Schweizerpsalm. Wir mussten Melodie und Text neu lernen. Aber das war kein Problem. Für uns war es Ehrensache, die Hymne zu singen», sagt Odermatt – und lobt Manuel Akanji dafür, dass er vor dem Spiel gegen Schweden die Lippen bewegte: «Obwohl auch er beim Rütlichswur noch nicht dabei war.»

Mieschers «Ablenkungsmanöver»

Karl Odermatt, der im Verwaltungsrat des FC Basel sitzt, symbolisiert sozusagen den Übergang vom Gestern zum Heute im Schweizer Fussball. Auf dem Landhof deutet er auf die dichte Baumreihe hinter dem Platz: «Dazwischen sind noch die alten Stehplätze zu erkennen.» Und er zeigt auf die Häuserreihe neben dem Gelände: «Dort hat früher Seppe Hügi gewohnt – im ersten Stock. Wenn wir trainierten, rief er uns jeweils «Millionarios!» zu.»

Hügi gehörte zur Schweizer Nationalmannschaft, die 1954 (als bisher letzte Auswahl des Schweizerischen Fussballverbands) an einer WM die Viertelfinals erreichte. Er war ein torgefährlicher Offensivspieler – und gehörte zu jener Spielergattung, die dem Schweizer Team heute schmerzlich fehlt: «Seferovic ist im Sturmzentrum für mich keine gute Wahl», sagt Odermatt. Mit der Bezeichnung «Millionarios» lag Hügi nicht ganz richtig. Odermatts erster Lohn beim FC Basel betrug 130 Franken.

Seither sind die Gehälter gestiegen, die Einsatzbereitschaft fürs Heimatland aber nicht. Für Odermatt liegt darin einer der Gründe, weshalb die WM für die Schweiz schon nach den Achtelfinals zu Ende gegangen ist: «Hätte die Mannschaft das Herz in die Hand genommen, hätte sie gegen Schweden gewonnen.»

Von der Kritik nicht ausgeschlossen sind auch die Basler Xherdan Shaqiri und Granit Xhaka: «In einem grossen Spiel erwarte ich, dass die grossen Spieler für die Differenz sorgen.» Gleichzeitig bemängelt Odermatt die taktische Disposition des Trainers: «Petkovic hat nicht klug spielen lassen. Die Schweden wären zu schlagen gewesen, wenn man durch die Mitte gespielt hätte, mit schnellen Pässen, Schüssen, Dribblings.»

Im Vorfeld der WM hiess es, die Schweiz verfüge über die talentierteste Auswahl seit Generationen. Odermatt bezweifelt dies: «Die Mannschaft ist keinen Schritt weiter als in den Jahrzehnten davor. Auch Roy Hodgson, Köbi Kuhn und Ottmar Hitzfeld erreichten an einer

WM die Achtelfinals.» Die Chance, die man in Russland verpasst habe, sei aber gross gewesen: «An dieser Niederlage werden die Schweizer noch lange zu beissen haben. Die Gelegenheit war einmalig, Geschichte zu schreiben. Nun sind sie mit leeren Händen nach Hause gekommen – und bereits in den Ferien. Das tut richtig weh.»

Ob die Doppeladler-Affäre die Leistung beeinträchtigt hat, kann Odermatt nicht mit letzter Gewissheit sagen: «Ich war nicht in der Garderobe. Ich habe nicht mit den Spielern gesprochen.» Dass alles spurlos am Team vorbeigegangen ist, kann er aber nicht glauben: «Ich war selber Captain der Nationalmannschaft – und ich weiss, wie wichtig Ruhe ist. Solche Aktionen gefährden die Einheit.»

Er könne sich auch nicht vorstellen, dass alle Schweizer Spieler mit dem Verhalten von Shaqiri, Xhaka und Lichtsteiner einverstanden gewesen seien: «Gegen aussen hat zwar niemand etwas gesagt. Aber intern hat sich wohl der eine oder andere geärgert.» Dass der Verband nicht



Ehrensache: Nati-Captain Odermatt, 1972.

reagiert hat, ist für Odermatt schwer verständlich: «Man hätte die drei Spieler bestrafen müssen. Eine Sperre wäre drastisch gewesen. Aber ein Zeichen hätte man setzen müssen.»

Aus eigener Erfahrung weiss er, wie problematisch die Beziehung zwischen den Nationen aus dem früheren Jugoslawien ist: «Als ich beim SC Baudepartement als Spielertrainer fungierte, hatten wir Spieler aus Kroatien, Serbien, Montenegro und Albanien. Plötzlich spielten sich einige den Ball nicht mehr zu – wir gerieten 0:2 in Rückstand.» In der Pause las Odermatt seinem Personal die Leviten – mit Erfolg: «Wir gewannen 7:2», sagt er lachend.

So einfach dürfte die Sache bei der Schweizer Nationalmannschaft nicht zu korrigieren sein – zu viel wurde in den vergangenen Wochen gesagt und geschrieben. Die von Verbandsgeschäftsführer Alex Miescher angestossene Diskussion um den Ausschluss von Doppelbür-

gern stuft Odermatt als «Ablenkungsmanöver» ein. Gleichzeitig aber sagt er: «Miescher hat etwas ausgesprochen, was viele denken.» Wenn man in die Beizen und auf die Fussballplätze gehe, treffe man viele Menschen, die sich mit der Nationalmannschaft schwertun: «Wenn man spürt, dass sich die Spieler nicht mit der Schweiz identifizieren, wird es schwierig, mich mit ihnen zu identifizieren», sagt Odermatt.

Gleichzeitig hält er aber klipp und klar fest: «Ohne Doppelbürger wäre es für die Schweiz sehr schwierig, sich für eine WM- oder EM-

«Die Mannschaft ist keinen Schritt weiter als in den Jahrzehnten davor.»

Endrunde zu qualifizieren.» Es sei deshalb entscheidend, dass man das Gefühl von Solidarität und Respekt wiederherstelle: «Wir haben grossartige Spieler – und eine sehr talentierte Mannschaft. Aber nun braucht es Führungspersönlichkeiten, die den Weg weisen.»

Falsches Zeichen mit Petkovic

Dass man den Vertrag mit Trainer Vladimir Petkovic schon 2017 bis Ende 2019 verlängerte, war für Odermatt ein falsches Zeichen: «Man hätte die WM abwarten müssen, um dann die Situation genau zu analysieren.» Nun wäre es an der Zeit, die Lage zu überdenken. Doch der lange Vertrag mit Petkovic engt den Spielraum ein: «Eine Trennung würde viel Geld kosten – Geld, das dann anderswo fehlt.»

Karl Odermatt fordert vom Trainer und von der ganzen Verbandsspitze, sich selber zu hinterfragen – und auch dem nationalen Geschäft mehr Wertschätzung entgegenzubringen: «Dass von Meister YB kein Spieler in der Nationalmannschaft figuriert, ist traurig. Dass Michael Lang der einzige Super-League-Spieler im WM-Aufgebot war, ist fragwürdig.» Odermatt denkt, dass in der Schweizer Liga Qualitäten vorhanden sind, die auch der Nationalmannschaft helfen könnten. Er verweist auf die seit Jahren starken Leistungen des FC Basel (FCB) im internationalen Geschäft: «Im Ranking der europäischen Klubs belegt der FCB den 17. Platz. Das ist ein Beweis von Klasse.»

Karl Odermatt stammt aus einer Zeit, als der Fussball noch eine überschaubare Welt war – als die Spieler neben den Trainings und Spielen einer geregelten Arbeit nachgingen, als die Spesenentschädigung für Länderspiele ein paar Franken betrug und nicht jedes Spiel im Fernsehen gezeigt wurde, als die Schweizer Nationalspieler noch Kuhn, Künzli und Blättler hiessen. Wer ihm vor der altherwürdigen Landhof-Tribüne zuhört, erhält das Gefühl, dass diese Werte nicht so falsch waren. Für einen Moment wünscht man sich, Karli könnte die Zeit zurückdrehen. ○



Zwei Seelen: Granit Xhaka, Xherdan Shaqiri, Tina Turner, Kurt und Paola Felix (v.l.).

Doppelpässe

Von Shaqiri bis Tina Turner

Von Peter Hartmann — Die Schweiz als traditionelles Auffangland für Kriegs- und politische Flüchtlinge war immer auch ein Biotop für Fussballer fremder Herkunft.

Im WM-Kader der Franzosen haben 18 von 23 Spielern afrikanische Wurzeln. Bei den Belgiern sind es 11, gleich wie bei den Engländern. Diego Maradona («die Hand Gottes»), der sich als Weltgewissen des wahren Fussballs versteht, erkennt darin eine Verschwörung der Fifa, eine Wettbewerbsverzerrung.

Es ist aber viel simpler. Frankreich, Belgien und England, drei Länder der letzten vier an der WM, sind historische Kolonialmächte. Das erklärt den Zustrom aus den ehemaligen Auslandsterritorien. Und es gilt dort das Gesetz des «ius soli»: Jeder und jede im Land Geborene, also auch die Kinder der Zuwanderer, erhält die Staatsbürgerschaft und den Pass. Und Fussball, dieser erbarmungslose darwinistische Ausleseprozess, ist ihre grosse Aufstiegschance.

Die Schweiz als traditionelles Auffangland für Kriegs- und politische Flüchtlinge war immer auch ein Biotop für Fussballer fremder Herkunft. Die Nati spielte, auch als sie noch nicht so hiess, sondern ein Nazi ein deutscher Nationalsozialist war, mit eingewanderten Kräften.

Dribbeln ins bürokratische Offside

In der Mannschaft, die 1950 den Brasilianern in São Paulo ein 2:2 abtrotzte, stürmte Fredy Bickel, Sohn einer Familie von Rückwanderern aus Deutschland. Die Eltern des Doppeltorschützen Jacky Fatton stammten aus Frankreich. Hans-Peter Friedländer war mit seiner jüdischen Familie aus Berlin nach

Diessenhofen gekommen. Im legendären Rotjacken-Team, das 1938 in Paris Grossdeutschland 4:2 demütigte, standen Severino Minelli und Sirio Vernati mit italienischen Wurzeln, damals schon Bickel, Alessandro Frigerio (ein in Kolumbien geborener Italiener) und der staatenlose Eugène Walaschek. Und welch ein Widerspruch: Der Trainer, der Wiener Karl Rappan, war ein glühender Hitler-Verehrer und erhielt nach dem Krieg dennoch den Schweizer Pass.

Aber den begehrte nicht jeder. Rosario Martinelli war in den sechziger und siebziger Jahren im Trikot des FC Zürich der wahrscheinlich beste Mittelfeldspieler hierzulande, aber er dribbelte sich in die totale bürokratische Offside-Falle. Er war Italiener bis ins Mark und träumte von der Squadra Azzurra. Doch 1966, nach der schmachvollen Niederlage an

Die Militärdienstpflicht und der damit verbundene Karriereknick hielt Sportler vom Doppelpass ab.

der WM gegen Nordkorea, verbarrikadierte Italien die Grenzen für alle Spielerimporte. Der radikale Einfuhrstopp betraf sogar Italiener, die bereits in ausländischen Klubs engagiert waren, also auch Rosario Martinelli. Der Bann wurde erst 1980 wieder aufgehoben, da war die Karriere des Verstossenen längst zu Ende. Martinelli blieb zeitlebens Italiener.

Sein Mannschaftskollege Hubert Münch, der härteste Verteidiger auf Schweizer Fussballplätzen, bemühte sich nicht um den Schweizer Pass. Als Deutscher war er in den Nachkriegsjahren ein überzeugter Pazifist, und er wäre obligatorisch in die Rekrutenschule eingezogen worden. Die Militärdienstpflicht und der damit verbundene Karriereknick hielten auch andere Sportler vom Doppelpass ab.

Xhakas Bürgerkriegstrauma

Das Bekenntnis zur Armee hat in der gegenwärtigen Doppelpass-Hysterie keine Rolle gespielt. Der Doppel-Adler Xherdan Shaqiri hat seine Füsilier-Rekrutenschule vor sechs Jahren klaglos hinter sich gebracht. Granit Xhaka, sein geflügelter Partner, hat sich mit dem Argument des Bürgerkriegstraumas vom Schweizer Militär dispensieren lassen. Der Schauspieler Bruno Ganz, Vater: Schweizer, Mutter: Italienerin, machte die RS, lebt heute mit zwei Seelen in seiner Brust in Venedig. Der Superpatriot Kurt Felix war auch Italiener, dank seiner Frau Paola.

Mit verschiedenen Ländern, etwa Italien, Deutschland, Frankreich, hat die Schweiz seit einigen Jahren bilaterale Vereinbarungen über entkoppelte Dienstpflicht. In der Türkei riskierte ein schweizerisch-türkischer Doppelbürger, der in der Schweiz Dienst leistete, im Gefängnis zu landen wie einst Schweizer Fremdenlegionäre.

Der Pass und die Spur des Geldes. Leo Messi, der Zauberfussballer, ist ein argentinisch-italienischer Hybrid-Bürger. Das italienische Papier steht ihm zu, weil seine Grosseltern noch in den Abruzzen lebten. In der Praxis ging es darum, dass der Europäer Messi das Ausländerkontingent des FC Barcelona nicht belastete. Der Doppelpass kann auch lästig werden. Tina Turner, Amerikanerin am Zürichsee, gab ihren US-Pass zurück, weil die amerikanische Steuerbehörde sie verfolgte.

Videobeweis kam zu früh

Von Sepp Blatter — Die Weltmeisterschaft wird organisatorisch den höchsten Anforderungen gerecht. Sportlich kann man nicht von Fortschritt sprechen.



Zwei Spiele trennen uns vom Ende der Weltmeisterschaft. Für mich war es die zwölfte Endrunde, die ich persönlich vor Ort erleben durfte. Und es war eine

Herzensangelegenheit. Denn ich habe mich von Beginn an für die russische Kandidatur eingesetzt und den Weg von der Bewerbung bis zur Durchführung intensiv verfolgt. Umso mehr freut es mich, dass das Turnier atmosphärisch, organisatorisch und infrastrukturell höchsten Anforderungen gerecht wurde.

Sportlich dagegen können wir die vergangenen vier Wochen kaum als Fortschritt verbuchen. Zwar bewegte sich das Geschehen auf höchster Intensitätsstufe und besass praktisch in jedem Spiel grosses Spannungspotenzial, doch fussballerisch wurden kaum neue Trends gesetzt. Vor allem die kleineren Nationen perfektionierten das Verteidigen – eine Tendenz, die das Spektakel reduziert.

Dies lag aber nicht zuletzt auch an den vielen Favoriten, die unerwartet früh scheiterten – wobei jede dieser Geschichten einzeln betrachtet werden muss: Spanien ersetzte den Trainer zwei Tage vor Turnierstart. Dass es mit dieser Ausgangslage schwierig werden dürfte, lag auf der Hand. Bei

Deutschland fehlten Strategie und Plan. Wer in drei Partien zwanzig Spieler nominiert, findet kaum zu Konstanz und Stabilität. Argentinien reiste mit einer überalterten Mannschaft an. Und Messi allein kann es in diesem Umfeld nicht richten. Bei Portugal hängt zu viel von Ronaldo ab. Und Brasilien muss sich den Vorwurf gefallen lassen, schauspielerisch mehr geleistet zu haben als fussballerisch. Für einige der Einlagen der Seleção bleibt mir nur ein Wort: peinlich.

Verfälschung des Turnierverlaufs

Enttäuschend verlief das Turnier auch für die Teams aus Afrika. Einmal mehr konnten die Mannschaften des Schwarzen Kontinents ihr grosses Potenzial nicht ausschöpfen. Allerdings wirft das Scheitern von Senegal bezüglich des Reglements Fragen auf. Es darf nicht sein, dass bei Punkte- und Torgleichheit die gelben Karten als finales Kriterium beigegeben werden. Dies betrachte ich als eine Ver-

fälschung des Turnierverlaufs. Schliesslich ist der Massstab von jedem Schiedsrichter anders – und damit die Zahl der gelben Karten ein zuweilen willkürlicher Wert.

«Willkürlich» ist auch der Ausdruck, mit dem die Anwendung des Videobeweises umschrieben werden muss. Der Grundgedanke ist gut, aber die Umsetzung suboptimal: Zu weit geht der Massstab der immer wieder wechselnden Videoschiedsrichter-Teams auseinander. Das ganze System ist noch nicht ausgereift – und viele Schiedsrichter sind noch nicht ausreichend geschult. Schon im Vorfeld empfand ich es als fragwürdig, dass man die WM zum Experimentierfeld degradiert. Besser macht es die Uefa. Sie wartet, bis die neue Technologie rich-



WM als Experimentierfeld: Brasilien – Belgien.

tig funktioniert. Ich bleibe dabei: Ein halbferdiges Produkt sollte man nicht einsetzen.

Die WM zeigte ohnehin, dass der Videobeweis nicht alle Fehler ausschliesst – sondern dass er die Diskussionen auf eine andere Ebene lenkt. Nehmen wir zwei Beispiele: Bei Schweiz–Serbien griff der Videoassistent nicht ein, obwohl den Serben ein klarer Penalty zugestanden hätte. Und auch die Brasilianer dürfen sich beklagen. Im Viertelfinal gegen Belgien wurde Jesus im Sechzehnmeterraum gefoult – ohne dass die Video-Referees eingegriffen hätten.

Nicht nur in dieser Beziehung ist die Fifa gefordert. Auch sonst wartet auf den Verband die grösste Herausforderung erst jetzt. Denn nach der WM in Russland ist vor der WM in Katar. Und bis 2022 gibt es noch das eine oder andere grosse Hindernis zu überwinden.

Sepp Blatter war von 1981 bis 1998 Generalsekretär und von 1998 bis 2016 Präsident des Weltfussballverbandes Fifa.

Was bleibt

Von Marcel Reif — Krisenmanagement in Absurdistan.



Was bleibt von der WM in Russland in unseren Köpfen hängen? Das Elefantensterben der ewig dominierenden Nationen, mit Deutschland vorneweg?

Für mich ist auch und nicht zuletzt das Thema dieser WM der unausrottbare Rassismus, und das in Ländern, die als Musterschüler in Sachen gelungener Integration gegolten haben.

Kaum glaubte man beim Deutschen Fussball-Bund (DFB) in aller Naivität, die unselige Aktion der Herren Gündogan und Özil für ihren Präsidenten Erdogan unter den Teppich gekehrt zu haben, meldeten sich Reinhard Gründel und Oliver Bierhoff erneut zu Wort. Die als Befreiungsschlag geplante PR-Offensive ging in die Hose, jetzt ist die Diskussion präsenter denn je.

Die nicht mehr zu stoppende Eigendynamik haben viele zu verantworten: die Auslöser selbst, die mit Absicht, Bedacht oder aus Dummheit handelten. Dann der DFB, für den es klassisch schlecht gelaufen ist. Und auch die Politik, die zu viel Raum gelassen hat für jene, die aus dem rechten Eck hervorgekrochen sind und dieses Thema für sich kaperten.

Auch in einem weltoffenen Land wie der Schweiz war der Versuch des Krisenmanagements nach dem Jubel-Skandal um Xhaka und Shaqiri an Absurdität nicht zu überbieten. Der Verband eines modernen, demokratischen Landes kann doch nicht im Jahr 2018 ernsthaft andenken, junge Fussballer mit Doppelstaatsbürgerschaft nicht mehr zu fördern.

Fakt bleibt: Die Gesten vom Serbien-Spiel haben auf dem Platz nichts verloren. Wurscht, ob politisch motiviert oder nicht. Warum da nicht schon im Vorfeld der WM Regeln aufgestellt wurden, ist mir schleierhaft.

Wie man auf übelste Hetze im Netz richtig reagiert, demonstrierte die Nationalmannschaft der Schweden, deren türkischstämmiger Spieler Durmaz nach dem folgenschweren Foul gegen Deutschland sogar Morddrohungen erhielt: «Fuck Racism», stand auf einem Banner, hinter dem sich die Mannschaft für ein Video postiert hatte. Durch diese selbstbewusste und klare Reaktion war die Sache abgehakt und dieses latent gefährliche Gedankengut ins Abseits gestellt. Mit und ohne Videobeweis.

Marcel Reif ist einer der renommiertesten Sportkommentatoren im deutschsprachigen Raum.

Erbkrankheit Armut

Von *Christine Brinck* — Trotz grosszügiger Sozialpolitik hält sich die Armut in reichen Ländern hartnäckig. Das Umverteilen von Geld hilft wenig. Wirkungsvoller wäre die frühe Beschäftigung mit vernachlässigten Kindern. Warum passiert so wenig in dieser Richtung?



Das Schicksal ist nicht in Stein gemeisselt.

Einmal arm, immer arm», sagt der Volksmund, und in der Bibel heisst es: «Es wird nicht fehlen an Armen inmitten des Landes», (5. Mose 15, 11). Sozialgesetze gab es schon in biblischen Zeiten, Almosen waren Pflicht. Verboten war es, die Schwäche der Armen auszunutzen oder diese vor Gericht ungleich zu behandeln. Alle drei Jahre sollte der Zehnte unter den Bedürftigen verteilt werden. Alle sieben Jahre sollte ein Schuldenerlass greifen. Und doch nahm die Armut im alten Israel nicht ab. So kamen die Almosen ins Spiel – nicht als Gnadenerweis, sondern als Anrecht. Jahrtausende sind seither vergangen, doch die Armut bleibt. Egal, wie viel Fürsorge der Staat anbietet, ohne Almosen geht es nicht, ob diese nun «Tafel» heissen oder «Arche» oder ob es die Cents in der Bettlerbüchse sind.

Tut der Staat genug?

Als Präsident Lyndon B. Johnson vor einem halben Jahrhundert das Sozialprogramm «War on Poverty» einleitete, den Krieg gegen

die Armut erklärte, verkündete er optimistisch: «Zum ersten Mal in unserer Geschichte ist es möglich, die Armut zu besiegen.» Seitdem hat der Staat Billionen von Dollars in den Kampf geworfen – von der Vorschule («Head Start») bis zur Gesundheitsversicherung für die Armen («Medicaid»). Die Armut haben die Billionen nicht vertrieben. Doch auch im reichen Europa – in Deutschland, Frankreich, Grossbritannien – gibt es grosse Armut.

Der Staat tue nicht genug, lautet das schnelle Urteil. Doch die riesigen Sozialbudgets haben die Armut nicht zurückgedrängt. Auch nicht in den USA, wo eine Billion Dollar direkt an die Bedürftigen geht. Immer höhere Sozialtransfers sind offenbar keine Lösung, vor allem wenn sie mit der sprichwörtlichen Giesskanne verteilt werden. Umverteilung lindert Not, den Weg aus der Armut in ein selbstbestimmtes Leben weist sie selten. Armut wird immer häufiger «vererbt», von Generation zu Generation weitergereicht und vorgelebt. In Amerika macht gar das Wort von den «Wohlfahrts-

dynastien» die Runde. Das heisst: Transferleistungen ebnet nicht den Weg aus der Armut.

An der Universität Chicago liefert James Heckman, Träger des Wirtschaftsnobelpreises 2000, eine Erklärung dafür: «Bindung und Verständnis sind viel wichtiger für die Entwicklung des Kindes als Geld. Die Masseinheit für Kinderarmut ist nicht Geld, sondern das Defizit an Bindung, Verlässlichkeit, Aufsicht und emotionaler Unterstützung.» Mit andern Worten: «Es ist verrückt, zu glauben, dass tausend Dollar mehr die Probleme der benachteiligten Kinder lösen könnten.» Woher weiss er das? Aus seiner Forschung, denn er beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit der Frühintervention bei benachteiligten Kindern. Ziel ist es, Kinder mit sogenannt ererbter Armut frühzeitig zu fördern – am besten im Zusammenspiel mit ihren Eltern, nicht mit der Giesskanne.

«Die Ober- und die Mittelschicht investieren grosszügig in ihre Kinder», meint er, dies sei der sinnvolle Weg. Es gehe nicht primär um Tennis- und Klavierstunden, sondern um

Arztbesuche, ein verlässliches Frühstück oder gemeinsame Gespräche. Intakte Familien, sagt Heckman, investierten weit mehr in ihre Kinder als Alleinerziehende. In Deutschland leben sechzig Prozent der Kinder, die Sozialgeld erhalten, mit nur einem Elternteil. Was in solcher Situation nicht passiert, berichtet ein Londoner Kinderarzt. Er hatte mit einer Mutter gesprochen, deren Kleinkind mit der Lautbildung Probleme hatte. «Reden Sie mit dem Kind?», fragte er. «Nein, er redet nicht mit mir, warum soll ich dann mit ihm reden?» Das ist Armut, der mit Geld nicht beizukommen ist.

Vor Jahrzehnten zogen zwei Forscher, Betty Hart und Todd Risley, in den USA los und zeichneten Monat für Monat bei 42 Familien mit einem sieben bis zwölf Monate alten Baby Kommunikation und Umgang auf, insgesamt 1300 Stunden lang. Es zeigte sich ein greller Kontrast im Wortschatz der Kinder je nach Herkunft. Kinder aus der Unterschicht hatten einen Wortschatz von 500 Wörtern. In Arbeiterfamilien waren es schon 700, bei den gut Ausgebildeten 1100. Ein solcher Vorsprung kann kaum mehr aufgeholt werden. Bessergestellte Familien redeten mehr und ausführlicher mit ihren Kindern. Sie sprachen auch weniger Verbote aus.

Ausdauer, Zielstrebigkeit, Neugier

James Heckman spricht hier vom «Unfall der Geburt». Wer kann sich schon aussuchen, in welche Familie er hineingeboren wird? Heckman war nach der Auswertung von Bergen von Daten überwältigt von der Macht der soziokulturellen Unterschiede. Die Defizite oder Fähigkeiten der Achtzehnjährigen waren offenbar bereits in ihnen als Fünfjährigen angelegt. Die entscheidende Rolle spielte dabei die Bildung der Mutter. Pauschal ausgedrückt: Je belesener die Mutter ist, desto weiter kommt das Kind. Bis zum fünften Lebensjahr wird angerührt, was in späteren Jahren aufgeht oder zusammenfällt.

Ist denn das Schicksal in Stein gemeißelt? Nein, es scheint, dass frühe Bildungsintervention lange vor der Schulpflicht die Lage ändern und die Kinder aus ihrer unverschuldeten Armutsfalle befreien kann. Aber wer soll das bezahlen? Im Grunde finanzieren sich diese Interventionen selber, denn die Ressourcen, die in die frühkindliche Bildung investiert werden, werfen langfristig eine weitaus höhere Rendite ab als das Geld, das der Staat viel später, etwa nach dem Schulabbruch, für sozialpolitische Stützung ausgibt.

Dies zeigt sich in Langzeit-Interventionsstudien, wie der Perry Preschool Study (Michigan) oder im Abecedarian Early Intervention Project (North Carolina). Beide Projekte galten unterprivilegierten Kindern. Perrys Zielgruppe waren Drei- und Vierjährige, Abecedarian förderte Kinder vom Säuglingsalter bis zum dritten Lebensjahr. Beide Studien arbeiteten

mit Kontrollgruppen gleicher Zusammensetzung und werden seit mehr als vierzig Jahren laufend ausgewertet. Die Lebensläufe der einst geförderten Kleinen dokumentieren bis heute die segensreiche Wirkung: Jeder früh investierte Dollar wirft siebzehn Dollar Ertrag ab, etwa weil die Zöglinge später häufiger Jobs haben und Steuern zahlen als die nicht Geförderten.

Unglücklicherweise wurden jahrelang nur die kognitiven Gewinne (in IQ-Punkten) gemessen. Die Bilanz schien wenig beeindruckend, weil sich die Fortschritte nach dem zweiten Grundschuljahr zu verflüchtigen schienen. Inzwischen wird das Ganze breiter angeschaut, und siehe da: Was den Kindern in höheren Schuljahren und im späteren Leben am meisten geholfen hat, sind demnach das Erlernen sozialer Kompetenzen, Konzentration, Gewissenhaftigkeit, Ausdauer, Verantwortungsbewusstsein, Zielstrebigkeit, auch Neugier. Ältere Jugendliche dagegen, die in staatlichen Arbeitsbeschaffungsprogrammen landen, lernen solche Fähigkeiten in diesem Alter offenbar nicht mehr, dann ist es zu spät.

Frühintervention ist also das Rezept, um die Spirale der Armutsererbung zu durchbrechen. Damit ist freilich nicht die kostenfreie Kita gemeint, sondern die anspruchsvolle Krippe mit sehr kleinen Gruppen, bestens ausgebildeten

Armut ist weniger eine Frage des Mangels an Materiellem als eine solche des Überflusses an Problemen.

Erziehern und angeschlossenem Elternprogramm. Das ist teuer. Doch wie gesagt: Die Renditen sind sehr hoch, denn geförderte arme Kinder haben häufiger die Schule abgeschlossen, in der Ausbildung durchgehalten, Jobs bekommen, häufiger geheiratet, gesünder gelebt, Drogen öfter vermieden als die Kinder der Kontrollgruppe, die nicht so frühzeitig auf das Leben vorbereitet worden waren.

Bleibt also die Frage, warum es nicht in aller Welt solche früh eingreifenden Perry-Programme gibt, wenn die Wirkung so überzeugend ist? Heckman meint: «Das wahre Problem ist die Komplexität des Arguments, wenn Kleinkindpflege als Bildung verstanden wird.» Er fügt aber hinzu: «Es ist nun mal so, dass wir eine kostenorientierte Regierung haben, nicht eine, der es um Wertesteigerung geht.» Sein Kollege von der Universität Zürich, Ernst Fehr, erklärt die Zurückhaltung bei der Implementation von früher Bildungsintervention politökonomisch wie auch investitionsbedingt: «Kinder haben kein Stimmrecht und jene, die direkter von Investitionen profitieren würden – die bildungsfernen Schichten –, haben generell weniger Gewicht im politischen Prozess.» Hinzu kommt aber das Problem des Zeithorizonts, denn, so Fehr: «Die Erträge für die Gesellschaft fallen erst sehr

langfristig an und haben damit im politischen Prozess weniger Gewicht – es lassen sich kaum Emotionen mit frühkindlicher Betreuung mobilisieren, welche bei Wahlen eine Rolle spielen könnten. Mit Investitionen in den Grenzschutz zur Vermeidung von Migration – da lässt sich Support mobilisieren!»

Doch selbst wenn wider Erwarten derlei Interventionsprogramme schon morgen aufgelegt würden, bliebe vorerst der Sockel der Armut ihrer Eltern und Grosseltern. Es gibt inzwischen neue Theorien, warum Armut so hartnäckig ist. Den Kern bildet das Wörtchen Stress. Martha Farah von der University of Pennsylvania hat herausgefunden, dass der «Arbeitsspeicher» – das Gedächtnis – von Kindern, die in Armut gross wurden, kleiner ist als der von Kindern der Mittelschicht. Die Fähigkeit, Informationen zu speichern, ist unabdingbar für das Erlernen von Sprache, für das Lesen und die Bewältigung von Problemen.

Die Forscher Gary Evans und Michelle Schamberg von der Cornell-Universität glauben, dass die reduzierten Gedächtnisleistungen der Armen auf Stress zurückzuführen sind, der die kindliche Hirnentwicklung bestimmt. Die untersuchten Siebzehnjährigen, die ihr Leben in Armut verbracht hatten, konnten durchschnittlich 8,5 Gegenstände jederzeit abrufen, die aus der Mittelschicht brachten es auf 9,4. Stress verändert die Botenstoffe, die die Signale im Gehirn steuern. Stress reduziert das Volumen des präfrontalen Kortex und des Hippocampus. Hier wohnt sozusagen der Arbeitsspeicher, den wir Gedächtnis nennen.

Sieben Jahre kürzere Lebenserwartung

Was hat das mit vererbter Armut zu tun? Kinder, die ein Leben mit viel Stress verbringen, tun sich schwerer mit dem Lernen. Armut ist weniger eine Frage des Mangels an Materiellem als eine solche des Überflusses an Problemen. Menschen auf der untersten Stufe der sozialen Hackordnung erfahren nachweislich mehr Stress als die weiter oben. Sie werden auch öfter krank. Forscher wie der Epidemiologe Sir Michael Marmot vom University College London haben diese Art von psychischer Benachteiligung früh beschrieben. Sozialstatus und Gesundheit laufen mehr oder weniger parallel, Menschen in armen Vierteln haben eine sieben Jahre kürzere Lebenserwartung als Menschen in wohlhabenden Gegenden.

Was ist also zu tun? Ein Anfang wäre es, die Kinder der Armen früh in intelligenten Kleinkindprogrammen zu fördern und so den «Unfall der Geburt» auszuhebeln. Das ist nicht nur gut für die Kleinen, sondern auch für die ganze Gesellschaft, wie auch die Forschung belegt: Wer früh interveniert, durchbricht die Spirale der Armut, die immer wieder neue Armut erzeugt. «Die Aufgabe kann nur lauten – dranbleiben», so Ernst Fehr, «weil steter Tropfen auch Steine aushöhlen kann.»



Wie die Batteriehaltung von Hühnern: Fischfarm in Norwegen.

Natur

Wenn die Lachsläuse kommen

Von James Hamilton-Paterson — Die Fischzucht im Meer ist in ihrer heutigen Form so wenig nachhaltig wie die Fleischindustrie. Je billiger der Fisch, desto grösser sind die versteckten Kosten und Umweltschäden. Weltwoche-Serie über die Ozeane, Teil 4

Vor 12 000 Jahren erfanden unsere Ahnen den Ackerbau und freuten sich, dass die Domestizierung von Pflanzen und Tieren sie von der täglichen Nahrungssuche befreite. Doch dem Meer gegenüber verhalten sich auch heute noch die meisten Menschen, als wären sie nach wie vor Jäger und Sammler. Das ist ein eklatanter Anachronismus.

Zuchtlachs bedroht Wildlachs

Die Idee, Fische zu züchten, ist alles andere als neu: Süßwasser-Fischteiche gibt es seit der Antike. Doch in den letzten vierzig Jahren hat die anhaltende mechanisierte Plünderung der dahinschwindenden wildlebenden Bestände die Fischzucht im grossen Stil unumgänglich gemacht. Dank technischer Mittel ist Meerwasser-Aquakultur mittlerweile zum Gegenstück der Agrikultur geworden. Sie ist eine weltumspannende Industrie, die rund die Hälfte der Fische produziert, die weltweit auf den Tisch kommen, und einen noch höheren Anteil des Fischbedarfs im Fernen Osten.

Auf den ersten Blick sieht das nach einer umweltfreundlichen Lösung des ewigen Problems der Überfischung wildlebender Bestände aus. Doch in den letzten vierzig Jahren hat der weltweite Fischkonsum stark zugenommen, und entsprechend werden die wilden Bestände wei-

ter geplündert. Hinzu kommt, dass in industriellem Ausmass betriebene Aquakultur ihrerseits ökologische Nachteile hat.

Ein gutes Beispiel dafür ist der Atlantische Lachs. Weit über zwei Millionen Tonnen gezüchteten Atlantischen Lachses werden jährlich für mehr als elf Milliarden Dollar verkauft. Gleichzeitig ist Wildlachs immer höher geschätzt und entsprechend teurer geworden, denn wie jeder Sportfischer weiss, schmeckt er so viel besser als Zuchtlachs, dessen labbrigem Fleisch es an Muskeltonus mangelt. Wie der Blauflossen-Tunfisch wird auch der wildlebende Lachs so heftig überfischt werden, dass er nicht mehr kommerziell genutzt werden kann, es sei denn, die Fangquoten werden rechtzeitig streng kontrolliert. Doch wildlebende Lachse werden nun noch auf eine andere Art bedroht, die ironischerweise eine direkte Folge der Aquakultur ist. Die Rede ist von Lachsläusen.

Bei der Fischzucht stellen sich ganz ähnliche Probleme wie bei der Tierzucht zu Lande. In beiden Fällen müssen die Zuchttiere gefüttert und bei guter Gesundheit gehalten werden, wobei Letzteres umso schwieriger wird, je intensiver deren Haltung ist. Werden Hühner zum Zweck der Produktionsmaximierung zusammengepfercht, fallen sie allerlei Geflügel-

krankheiten zum Opfer. Und die Massenhaltung von Lachsen führt zur Bedrohung durch Plattwürmer, infektiöse Anämie, doch ganz besonders durch Lachsläuse.

In den letzten zwanzig Jahren haben sich diese Parasiten derart heftig vermehrt, dass der Fischindustrie dadurch jährlich Lachse im Wert von mehr als einer halben Milliarde Dollar entgehen. Die Lachsläuse sind winzige Krustentiere, die sich in Jungfische verbeissen und diese bei lebendigem Leib zerfressen, so dass geschwürartige Flecke offenliegenden Fleisches entstehen, die, wenn sie nicht tödlich sind, den Fisch auf jeden Fall schwächen, anfällig für Infektionen und unverkäuflich machen.

Entlausung in Wasserstoffperoxid-Bädern

Lachsläuse hat es selbstverständlich immer schon gegeben; aber dank intensiver Fischzucht in aller Welt – insbesondere in Netzgehegen in Meeresarmen vor Norwegen und Schottland – sind Lachsläuse zu einer eigentlichen Seuche geworden. Sie befallen nun auch wildlebende Junglachse, die durch diese Meeresarme schwimmen und die Läuse dann an im offenen Meer lebende Lachse weitergeben.

Norwegen, wo weltweit am meisten Lachs gezüchtet wird, exportiert jährlich Fische im Wert von acht Milliarden Dollar. Doch deutet einiges darauf hin, dass mit den 900 000 Tonnen im Jahr 2014 der Höhepunkt bereits überschritten worden ist. Angesichts rückläufiger Erträge ist in den letzten Jahren der Preis für Lachs weltweit gestiegen, und dies, obschon es immer mehr Lachszuchten gibt. Der Hauptgrund ist die erwähnte Lachslaus-Epidemie.

Die in vergleichsweise seichtem Wasser verankerten Netzgehege, in denen Lachse gezüchtet werden, sind eine ideale Brutstätte für Lachsläuse. Jahrzehntlang hat man diese am



häufigsten dadurch bekämpft, dass man ein Pestizid, Emamectinbenzoat, in das Fischfutter mischte. Dadurch wird der Fisch giftig für die Läuse, aber angeblich nicht für diejenigen von uns, die gern Räucherlachs essen.

Erwartungsgemäss hat die Natur zurückgeschlagen, indem die Läuse gegen das Mittel resistent wurden. Deshalb müssen manche schottische Züchter ihren Fischen eine zehnfach höhere Dosis verabreichen als vor zehn Jahren, doch der Ertrag an Fischen ist nicht im selben Mass gewachsen. Ausserdem bedrohen die Rückstände der Pestizide andere Krustentiere in der Umgebung wie Hummer, Krabben und Garnelen.

Die norwegische Firma Marine Harvest, die Zuchten in 25 Ländern betreibt und das grösste Lachszuchtunternehmen der Welt ist, hat ihren Fischen Wasserstoffperoxid-Bäder verpasst, um sie zu entlausen. Diese Methode wird in aller Welt verwendet, um Krankheiten vieler Fischarten zu

bekämpfen. Sie tötet zwar die Läuse, doch auch die Fische werden dadurch geschwächt und gehen oft daran zugrunde. Man hat auch Putzerfische wie Perljunker und Seehasen, die die Läuse wegfressen, in den Gehegen eingesetzt, aber in Kanada sind sie verboten, weil sie keine einheimische Fischart sind.

Ausprobiert wurde ausserdem eine «Thermolicer» genannte Methode. Dabei wird der Lachs kurz heissem Wasser ausgesetzt. Die Läuse werden dabei tatsächlich umgebracht, aber im Jahr 2016 wurden in einer einzigen Lachszucht auf der Insel Skye, Schottland, über 95 000 Lachse

lebendigen Leibes gekocht. Im selben Jahr musste Marine Harvest 600 Tonnen unverkäuflicher Fische verbrennen, die grausam umgebracht worden waren durch Entlausungsmethoden, die sich für Wirte und Parasiten als gleichermassen tödlich erwiesen hatten.

Bei Zuchtfischen Krankheiten zu bekämpfen, ist das eine Problem, sie zu füttern, ein anderes. Viele Zuchtfische – vor allem fleischfressende – fressen Trockenfutter, das im Wesentlichen aus Wildfischen wie Sardinen und Sardellen hergestellt wird, die von der Fischindustrie zu Millionen Tonnen gefangen und dann zu einem Mehl verarbeitet werden. Dieses wird vermischt mit Öl, zermahlene Federn und Hühnerfett aus Geflügelzuchten sowie genmanipulierter Hefe und Sojabohnen. Lachsen muss ausserdem Astaxanthin verfüttert werden, ein Farbstoff, den Wildfische durch ihre natürliche Ernährung aufnehmen und der ihrem Fleisch die charakteristische rötliche Farbe verleiht. Ohne Astaxanthin wäre das Fleisch von Zuchtlachs unappetitlich grau.

Länder wie Thailand, das über eine der grössten Fischereifloten der Welt verfügt, hieven täglich Hunderte Tonnen sogenannter Ramschfische an Bord, die en gros zu Fisch- und Tierfutter verarbeitet werden. Die Arbeitsbedingungen auf vielen solcher Schiffe, wo halbverhungerte Minderjährige wie Sklaven behandelt werden und Hinrichtungen nichts Ungewöhnliches sind, sind dann noch ein anderes Thema.



Norwegischer Zuchtlachs.

Bei Zuchtfischen Krankheiten zu bekämpfen, ist das eine Problem – sie zu füttern, ein anderes.

Die «Ramschfische» sind für die Ernährung von Menschen ungeeignet und werden dafür von der Tierfutterindustrie und von Fischzuchten gekauft. Doch von diesem täglichen Gemetzel auf hoher See wollen wir nichts wissen, wenn wir Tausende Kilometer entfernt etwas Zitronensaft auf unseren Räucherlachs träufeln oder eine Büchse Hunde- oder Katzenfutter öffnen, während unser Liebling mit diesem sehnsüchtigen Blick zu uns aufschaut, den wir für Liebe halten.

Tatsächlich ist die Fischzucht im Meer in ihrer gegenwärtigen Form so wenig nachhaltig wie die Fleischindustrie der Welt. Fischzucht auf dem Festland hingegen kann durchaus funktionieren. Ich habe in Schottland vor vielen Jahren ein Mittelding zwischen Bauernhof und Meeresforschungslabor besucht, wo man erstmals erfolgreich Heilbutt aus Fisch-eiern gezüchtet hatte.

Heilbutt ist ein rautenförmiger Plattfisch von der Grösse einer Motorhaube. Zuchttheilbutt wird heute an Feinschmecker-Restaurants verkauft, wo man sein Fleisch höher schätzt als das von wildem Heilbutt. Die Vorteile von Zucht in Aquarien, in denen die Zahl der Fische kleingehalten und ihr Lebensraum genau überwacht wird, sind offensichtlich. Weil die Fische keine Krankheiten haben, brauchen sie weder Antibiotika noch Chemikalien, und sie ernähren sich von Resten nachhaltig gefischter Fische, vermischt mit pflanzlichen Zutaten. Sie sind der Beweis dafür, dass sich theoretisch fast alle Arten an Land züchten lassen. Störzuchten sind mittlerweile verbreitet: Man operiert den Kaviar aus dem armen Stör heraus, der darauf wieder zusammengepäht wird, damit er weitere Eier produziert; ein Verfahren, das mich persönlich etwas anwidert.

Lachs so teuer wie Hühnerfleisch

Doch natürlich hat die Sache einen Haken: Solche Anlagen auf dem Land zu konstruieren und zu unterhalten, ist sehr teuer. Deshalb können Zuchttheilbutt-Filets pro Kilogramm über dreissig Euro kosten. Die Lachszucht in einem Netzgehege dagegen entspricht der Batteriehaltung von Hühnern, weshalb Lachs heute auch nur wenig mehr als Hühnerfleisch kostet.

Kurz gesagt, es ist das bekannte Prinzip: Je billiger das Fleisch oder der Fisch, desto grösser sind die damit verbundenen versteckten Kosten wie Umweltschäden, gefährliche Chemikalien und leidende Tiere. All dies wissen wir im Grunde, blenden es aber lieber aus. Das gilt auch für mich. Zweifellos sollten wir alle Veganer werden; aber, wie der heilige Augustinus in seinem Gebet um Keuschheit erlebte, bitte nicht sofort.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Der lustige Ferien-Diplomat

Von Christoph Mörgeli

Zwar waren die beiden Tessiner im Gesamtbundesrat soeben mit voller Wucht in die Wand gefahren. Dennoch verkündeten Ausussenminister Ignazio Cassis und Staatssekretär Roberto Balzaretti an ihrer jüngsten Medienkonferenz fröhlich: Es bleibe bei den roten Linien für die Verhandlungen mit der EU über ein Rahmenabkommen. An den flankierenden Massnahmen zum Lohnschutz im Inland dürfe nicht gerüttelt werden. Doch der flexible Cassis nahm auch diese Aussage umgehend zurück: «Rote Linien sind auszulegen.» Und dann erklärte der Chefbeamte Balzaretti voll Heiterkeit, er gehe ab Juli für «acht Wochen fischen auf Sardinien».

Roberto Balzaretti ist offenbar reif für die Insel. Der in Lohnklasse Nummer 38 jährlich mit 380 000 Franken besoldete Staatsdiener nimmt sich allein im Sommer zwei volle Monate bezahlte Auszeit. Der Lohnschutz für den Spitzenfunktionär funktioniert, die Steuerzahler versüssen ihm auch die acht Wochen beim Salzwasserrischen im sonnigen Sardinien mit über 63 000 Franken. Denn Fische beißen am liebsten in einen goldenen Angelhaken. Und ein Fischer muss wissen, wann er ziehen soll.

Balzaretti erinnert uns an den leichtlebigen Operettendiplomaten in der «Lustigen Witwe». Richtig, an jenen Grafen Danilo Danilowitsch, der sich reichlich Erholung nach der Arbeit gönnt. Der angeblich so viel tut, dass er auch gerne ruht. Der den ganzen lieben Tag nicht immer im Büro sein mag. Wir sind voller Erbarmen mit dem Schweizer Gesandten in Brüssel, genau wie im populären Singspiel mit dem Gesandten von Pontevedro in Paris: «Die Akten häufen sich bei mir / Ich finde, 's gibt zu viel Papier / Ich tauch' die Feder selten ein / Und komm doch in die Tint' hinein!»

Es gibt gewichtige Gründe, unserem Herrn Staatssekretär seinen ausgedehnten sardischen Fischerurlaub nicht kleinlich zu missgönnen. Denn die Befürworter einer weitergehenden Integration in die Europäische Union können sich freuen, dass sich Roberto Balzaretti problemlos den ausgedehnten Urlaubspraktiken von Claude Junckers Beamtentruppe anpasst. Und die Gegner eines EU-Rahmenvertrags müssten sich wünschen, dass Balzaretti möglichst für immer an der Costa Smeralda bleibt. Denn solange er dort fischt, schliesst er keine schlechten Verträge ab. Vermisst wird er ohnehin kaum werden. Denn Brüssel ohne Balzaretti ist wie ein Fisch ohne Fahrrad.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Statt Herdenhunde Roboter-Hündli

Von Peter Bodenmann — Kauft Parmelin nächstens hochbewegliche und bewaffnete Roboter-Hunde?



Diese Woche im Spiegel: «Wer sich vor Wölfen fürchtet, verkennt die realere Gefahr: Wolfsschutzhunde.»

Fast niemand in der Schweiz mag das Fleisch von Schafen essen. Ausgenommen die Doppeladler aus dem Kosovo. Und ein paar Wölfe im Alpenraum, die von den Einheimischen noch nicht vergiftet oder abgeschossen wurden. Jedes Jahr kommen zehnmal mehr Schafe wegen Naturgefahren und Vernachlässigung um, als Wölfe Schafe in den Tod jagen. Fakten spielen in der Welt archaischer Ängste keine Rolle.

Eigentlich müsste man alle Wölfe mit Sendern ausstatten. Und den Bauern, in deren Gebiet sie unterwegs sind, Direktzahlungen zukommen lassen. Damit die Bauern die Wölfe vor Wilderern und Jägern schützen. Geht nicht, wegen der Emotionen. Stattdessen versucht der Bund, die Schafe mit Herdenschutzhunden vor den bösen Wölfen zu schützen. Das klappt nicht, weil es einige Herdenhunde auf Touristen statt auf Wölfe abgesehen haben. Deshalb werden jetzt Herdenhunde im Kanton Uri verboten.

Der technische Fortschritt lässt sich nicht aufhalten. Unproduktive Arbeiten und Arbeitsplätze verschwinden. Neue Arbeitsplätze entstehen, wenn Löhne und Renten parallel zur Produktivität steigen. Und so die wirtschaftlich notwendige Nachfrage nach neuen Produkten und Dienstleistungen geschaffen wird.

Boston Dynamics war bis vor kurzem ein Tochterunternehmen von Google. Die Tochter entwickelte bisher Roboter, vorab für die amerikanische Armee. Google hat die ungeliebte Toch-

ter nach Japan verkauft, weil Google die Nähe zum Militär etwas scheut. Dieses Jahr bringt Boston Dynamics einen nur dreissig Kilogramm schweren Roboterhund auf den Markt. Der «Spot Mini», so heisst das unheimliche Viech, war die Sensation an der diesjährigen Cebit-Messe in Hannover. Die einen waren begeistert, andere befürchteten, dass hier sich selbst steuernde Kampfmaschinen im Anmarsch sind.

Roboterhunde sind – ob wir das wollen oder nicht – ideal, um schwitzende Gebirgsinfanteristen und Grenadiere zu ersetzen.

Das Verteidigungsdepartement könnte diese Roboterhunde in Friedenszeiten einsetzen, um Schafe zu hüten und um die Wölfe mit Leuchtspurmunitie von diesen fernzuhalten. An den Bildschirmen sitzend, könnten Rekruten und Soldaten lernen, wie die Kampftechniken der Zukunft real funktionieren. Und den Wandernern in den Alpen könnten unsere Roboterhunde ein im nahen Bergbach gekühltes Bier servieren. Aus Hannover berichtet das Internetportal Heise über den sensationellen Auftritt des Erfinders: «Als Raibert «Ich bin durstig» auf der Bühne sagte, gab Spot Mini seinem Erfinder mit seinem Greifarm eine Bierdose von einem Tisch zum Trinken.»

Der Spott über den Spot Mini wird uns noch im Hals steckenbleiben.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Fehlende Drohkulisse

Von Kurt W. Zimmermann — Ein Streik kann in jeder Branche funktionieren – aber nicht in der Zeitungsbranche.

Es ist selten, dass eine Redaktion in ihrem Blatt über sich selber schreibt. Letzte Woche gelang es wieder einmal.

«Die Westschweizer Zeitungen sind im Streik», titelte auf Seite eins das Boulevardblatt *Le Matin* aus dem Tamedia-Verlag. Die rund vierzig *Le Matin*-Mitarbeiter legten die Redaktionsarbeit nieder.

Ein paar Dutzend ihrer Kollegen der Tamedia-Zeitungen *24 heures* und *Tribune de Genève* fanden das grossartig und legten die Hände auch in den Schoss.

Ein richtiger Streik war es zwar nicht, allenfalls ein Streiklein. *Le Matin* und auch die zwei anderen Blätter erschienen trotzdem, bloss mit etwas reduziertem Umfang. Nach zweieinhalb Tagen war der Streik-Spuk dann auch schon vorbei.

Vorbei ist es auch mit *Le Matin*. Ende Monat stellt Tamedia, wie angekündigt, die gedruckte Ausgabe ein. Die Redaktion hofft noch darauf, dass sich irgendein branchenfremder Überzeugungstäter findet, der sein Geld verlocken will.

Streiks von Journalisten sind notorisch erfolglos. Das hat mit einem eingebauten Systemfehler zu tun. Journalistenstreiks fehlt das Erpressungspotenzial, das es braucht, damit ein Streik erfolgreich ist.

In der Schweiz wurde das erstmals 1978 sichtbar. Damals streikte die Redaktion des Migros-Blattes *Tat*, zu der auch ich als Jungredaktor gehörte. Die Migros schloss das defizitäre Blatt sofort. Sie sparte damit zwölf Millionen Franken im Jahr. Der Streik war sehr willkommen.

Damit sind wir beim Punkt. Wenn Journalisten streiken, dann tun sie das immer dann, wenn das eigene Produkt schwere finanzielle Verluste einfährt.

Le Matin etwa machte über sechs Millionen Minus im Jahr und ist seit zwanzig Jahren defizitär. Die streikenden Journalisten fordern, dass das Blatt trotzdem fortgeführt wird. Warum sollte Tamedia freiwillig Verluste machen? Aus gesellschaftlicher Verantwortung, wie die Journalisten jeweils sagen? Das tönt nicht sehr überzeugend.

Bei Streiks in der Medienbranche gibt es keine Drohkulisse: im Gegenteil. Wenn der Arbeitgeber auf die Forderungen der Streikenden eingeht, bekommt er ein Problem.

Bei Streiks in anderen Branchen hingegen gibt es eine Drohkulisse. Wenn der Arbeitgeber nicht auf die Forderungen der Streikenden eingeht, bekommt er ein Problem.



Notorisch erfolglos: Streik in Lausanne.

Die gelungenen Streiks in der Schweiz, etwa im Baugewerbe oder der Pharmaindustrie, hatten Drohkulissen und Erpressungspotenzial und waren darum erfolgreich. Die Arbeitgeber wollten keine Umsatzeinbussen und keinen Gewinnrückgang, darum waren sie kompromissbereit.

Bei *Le Matin* ist keine Drohkulisse und kein Erpressungspotenzial vorhanden. Der Streik kann Tamedia keine Umsatzeinbussen und keinen Gewinnrückgang zufügen. Darum ist der Streik eine Farce.

Aus ähnlichem Grund scheiterte auch der Streik bei der Schweizerischen Depeschagentur von Ende Januar. Hier stand man vor einem Defizit von drei Millionen Franken und musste darum Entlassungen ankündigen. Der Streik wurde ein kompletter Misserfolg. Nur bei einem finanziell starken Unternehmen hat ein Streik hohe Aussichten auf Erfolg, weil die Firma diese Stärke nicht gefährden will.

Auf die Medienbranche umgelegt, bedeutet das: Nur wenn die Mitarbeiter der Internet-Handelsplattformen von Tamedia in Streik träten, geriete das Management in Panik. So ein Streik würde die wichtigste Gewinnquelle zerstören. Das Unternehmen wäre darum sehr kompromissbereit.

Wenn Zeitungsjournalisten streiken, sind Unternehmen nicht kompromissbereit. Journalisten haben kein Drohpotenzial mehr.

Kopf an Kopf

Von Henryk M. Broder — SPD: Nach unten gibt es keine Obergrenze.

Ein paar Wochen nachdem Martin Schulz im März 2017 ohne eine Gegenstimme zum Vorsitzenden der SPD gewählt und dementsprechend als Hoffnungsträger gefeiert worden war, trafen wir uns am Rande einer Veranstaltung in Berlin. Schulz kam gerade von der Toilette, ich war auf dem Weg dorthin. Schulz sah mich kurz an und schaute weg. «Hoppla», dachte ich, «wer an mir vorbei will, entscheide ich», steuerte auf ihn zu, ergriff seine rechte Hand und sagte: «Schön, dass Sie jetzt die SPD führen. Bei der Bundestagswahl sind Ihnen 18 Prozent sicher.» Schulz liess meine Hand fallen und ging wortlos weiter.

Keine Ahnung, wie ich damals auf 18 Prozent gekommen bin. Jedenfalls lag ich nur knapp daneben. Bei den Bundestagswahlen am 24. September 2017 kam die SPD auf 20,5 Prozent der Stimmen. In acht der sechzehn Bundesländer, darunter alle fünf «neuen Länder» im Osten, schnitt die Partei noch schlechter ab. In Thüringen und Sachsen, zwei historischen Hochburgen der Sozialdemokratie, stimmten nur 13,2 Prozent beziehungsweise 10,5 Prozent für die SPD.

Aber es war längst noch nicht das Ende einer langen, ermüdenden Talfahrt. Letzten Sonntag gab das Meinungsforschungsinstitut Emnid bekannt, dass die SPD von 19 auf 17 Prozentpunkte gefallen war und die AfD sich um gleich 3 Prozentpunkte von 14 auf 17 verbessert hatte. Normalerweise hätte eine solche Nachricht ein Erdbeben ausgelöst – die älteste und traditionsreichste deutsche Partei gleichauf mit einem «gärrigen Haufen» (Vorsitzender Gauland), der sich erst vor fünf Jahren als Partei konstituiert hatte. Weil aber derzeit in Deutschland nichts normal ist und die Menschen nachrichtenmüde sind, wurde diese Wasserstandsmeldung schnell unter «Verlierer des Tages» abgelegt.

Trotzdem stellt sich die Frage: Was ist mit der SPD? Die Antwort lautet: Sie hat fertig. Ihr laufen nicht nur die Wähler davon, sie hat auch kein Personal, um ihr wichtigstes Wahlversprechen zu erfüllen – sich an Kopf und Gliedern zu erneuern. Sie schafft es nur, einen Vorsitzenden durch einen anderen zu ersetzen – den selbstverliebten Sigmar Gabriel durch den bräsigen Martin Schulz und den durch die zänkische Matrone Andrea Nahles. Und jedes Mal heisst es: «Wir fangen neu an!» Der nächste Neuanfang kommt bestimmt. Nach unten gibt es keine Obergrenze.



Kilchspergers letzter Stich

Kaum eine SRF-Show bewegt die Massen so sehr wie der «Donnschtig-Jass» mit Roman Kilchsperger. Der Sender allerdings ist mit seinem besten Moderator nie warm geworden. Dass er nun weggeht, ist die logische Konsequenz. Von Rico Bandle und Lukas Mäder (Bild)

Es regnet in Klingnau. Roman Kilchsperger erscheint im lässigen Shirt, mit verkehrt getragener Dächlikappe und zerrissenen Jeans auf dem Dorfplatz, wo fünfzig SRF-Mitarbeiter und ein lokales Organisationskomitee seit Tagen die Sendung und das dazugehörige Ortsfest vorbereiten. Er habe lieber leichten Regen als Hitze, sagt Kilchsperger. «Erstens schwitze ich dann weniger, zweitens ist die Einschaltquote höher.»

Eigentlich hat Kilchsperger SRF verlassen. Seine letzte Sendung der Quiz-Show «Top Secret» ist vor drei Wochen ausgestrahlt worden. Das grösste Talent auf den Schweizer Bildschirmen wechselt zum Bezahlsender Teleclub und begleitet ab Herbst die Champions League und andere Fussball-Wettbewerbe.

Als Kilchsperger im Februar den SRF-Verantwortlichen von seinen Teleclub-Plänen erzählte, versuchte man ihn zurückzuhalten. Falls er sein Ansinnen durchziehe, so bedeute dies das Ende seiner Karriere bei SRF, drohte man ihm. Er werde keine Sendung mehr moderieren können. Kilchsperger war auf diese Reaktion vorbereitet. Das nehme er in Kauf, antwortete er. Ein harter Schlag für SRF. Nach Steffi Buchli, Urs Gredig und Matthias Hüppi verliert der Sender sein nächstes Aushängeschild.

Busen-Affäre gab den Ausschlag

Drei Wochen später allerdings klingelte bei Kilchsperger das Telefon: Ob er nicht doch den «Donnschtig-Jass» bis 2019 weitermoderieren wolle. Für eine solch anspruchsvolle Live-Kiste fehlen bei SRF offensichtlich die Alternativen. Kilchsperger ist froh darum. Der «Donnschtig-Jass» ist seine liebste Sendung, eine Herzensangelegenheit: Die traditionsreiche TV-Show – ein Dorffest mit Jass-Wettbewerb – ist für ihn fast so aufregend wie ein Champions-League-Final. 4000 Besucher werden an dem Abend in Klingnau erwartet, notabene in einem Städtchen mit 3000 Einwohnern. Vertreter von zwei Gemeinden jassen jeweils darum, wo die nächste Sendung stattfindet. Diesmal sind dies Thun und Zweisimmen im Berner Oberland.

Um 13 Uhr startet die erste Probe. Der Sendungsablauf wird einmal grob durchgespielt. Vorher nimmt sich Kilchsperger eine Stunde Zeit, um in der Beiz am Dorfplatz über seinen Werdegang und sein Berufsverständnis zu sprechen. Ständig wird er dabei unterbrochen von Leuten, die ein Selfie mit ihm machen wollen. «Weisst du noch, Roman? Vor drei Jahren haben wir einmal zusammen gejasst.» Mit

ihm sind alle per du, auch Leute, die er noch nie gesehen hat. Der Starmoderator ist jedermanns Kumpel. Und er ist das gerne.

Drei Monate sind nun vergangen, seit Kilchsperger den Wechsel zu Teleclub bekanntgab. Seinen Entscheid hat er keinen Augenblick lang bereut. Das SRF-Korsett ist dem lebenslustigen Showman zu eng geworden. «Bei jeder Sendung habe ich gewusst, wie weit ich gehen darf», sagt er. «Ich habe mich selbst zensiert. Das sollte nicht sein.» Dennoch kam es Ende letzten Jahres wieder einmal zu einem Eklat. Bei seiner Quiz-Show «Top Secret» hatte ein Kandidat die Aufgabe, vier Ex-Missen nach der Grösse ihres Brustumfangs zu ordnen. «Sexismus!», wurde sofort moniert. Ein Shitstorm zog über den Moderator her, obschon er auf die Fragen keinerlei Einfluss hatte. «Ich war gerade mit meinen Söhnen in Davos beim Spengler Cup, da zeigte mir der jüngere den *Blick* und sagte: «Da findet dich jemand ein sexistisches Arschloch.» So hatte ihn Juso-Präsidentin Tamara Funicello öffentlich beschimpft.

Von SRF erhielt Roman Kilchsperger keinerlei Rückendeckung. Der Ombudsman verlangte sogar, dass er sich öffentlich entschuldigen soll. Ab diesem Augenblick war ihm klar: «Ich habe keine Wahl mehr, ich muss da weg.»

Kilchsperger hat immer wieder mit markigen Aussagen für Schlagzeilen gesorgt. 2010 sagte er in der *Glückspost*: «Wer 34 Jahre alt ist und noch nie für Sex bezahlt hat, der hat irgendwie nicht richtig gelebt.» Tagelang mach-

Er wird umschwärmt von Frauen, die nicht wissen, ob sie ihn lieber adoptieren oder heiraten möchten.

te dies der *Blick* auf der Frontseite zum Thema. Für ähnliche Aufregung sorgte er, als er bei einer von SRF übertragenen Miss-Schweiz-Wahl den Bikini-Durchgang in Badehosen amodериerte und einige Kandidatinnen durch den Kakao zog.

Selbst Bundesräte beschäftigten sich mit ihm. Moritz Leuenberger äusserte sich mehrmals abschätzig über dessen Quiz-Sendung «Deal or No Deal». Die Money-Girls, die in der Sendung die Geldkoffer präsentierten, empfanden er und andere Sittenwächter als sexistisch, Kilchspergers Sprüche als beleidigend. Die Sendung wurde in der Folge tatsächlich abgesetzt, trotz hervorragender Einschaltquoten.

Einmal erhielt Kilchsperger vom Fernsehen eine schriftliche Verwarnung. Und zwar, als ihn ein Schwulenmagazin fragte, wer für ihn der «schwulste Hetero-Promi» sei. Der Moderator antwortete: «Da kommt mir spontan Moritz Leuenberger in den Sinn. Oder ist der sowieso...? Ach nein, der ist ja mit einer Frau zusammen.» Die Verwarnung habe er eingeraht und zu Hause aufgehängt.

Obschon er immer wieder gemassregelt wurde, glaubt er, dass man früher beim Fernsehen weniger dünnhäutig war. «Heute würde man für solche Sachen nicht bloss gerügt, sondern ganz rausgeschmissen.» Entsprechend hat er sich in den letzten Jahren zurückgehalten. «Ich wurde quasi eingeschläfert», sagt er.

In der Fernsehunterhaltung ist Kilchsperger als heterosexueller Mann, der sich auch wie ein heterosexueller Mann verhält, nicht nur ein Exot, sondern ein Risikofaktor. Aus dem Zusammenhang gerissen, mögen seine Sprüche manchmal tatsächlich als grenzwertig erscheinen. Doch das sind sie nicht. «*C'est le ton qui fait la musique*», sagen die Franzosen – und Kilchsperger trifft definitiv den richtigen Ton. Genau das zeichnet ihn als Moderator aus. Der durchtrainierte Sonnyboy liebt die Leute genauso wie sie ihn. Mit seinem spitzbübischen Charme kann er Dinge sagen wie: «Ich schlage kaum auf Randgruppen ein. Ausser auf Frauen. Aber die haben's verdient» – und niemand kommt auf die Idee, ihm dies übelzunehmen. Ausser man ist SRF-Bürokrat, Medienminister oder bei der Juso.

Schawinski rief fast täglich an

Auf dem Dorfplatz in Klingnau ist das alles kein Thema. Kilchsperger wird umschwärmt von Frauen, die sich nur über eines unsicher sind: ob sie ihn lieber adoptieren oder heiraten möchten. Selbst mitten während der Proben wollen sie mit ihm Selfies machen – und Kilchsperger lässt es zu.

Im Verlauf des Nachmittags füllt sich der Platz immer mehr. Kilchsperger zieht sich nur einmal kurz ins Hotelzimmer zurück, um in Ruhe seinen Text durchzugehen. Sonst ist er den ganzen Nachmittag unter den Leuten. «Er ist ein Phänomen, einmalig», sagt Produzentin Sibylle Marti, die eine Stunde vor Beginn der Live-Sendung Kilchsperger nur mit Mühe von den Zuschauern wegbringt, um letzte Absprachen zu treffen.

Begonnen hat Kilchsperger als Sport- und Hitparaden-Moderator beim Lokalsender Ra-



So aufregend wie ein Champions-League-Final: «Donnschtig-Jass»-Moderator Roman Kilchsperger bei der Probe in Klingnau.

dio Zürisee. Neunzehn Jahre alt war er da, hatte eben die Handelsmittelschule abgeschlossen. Hinter dem Radiomikrofon zu stehen, war seit seiner Kindheit sein Lebensziel gewesen. Doch damit sollte jäh wieder Schluss sein. Eines Tages kam sein Chef zu ihm: Er habe kein Talent, sei nicht lustig und entsprechend nicht für diesen Beruf geeignet. Ein Hammer Schlag. Kilchsperger wollte sich umorientieren, bewarb sich bei Kuoni als Reiseleiter, da rief ihn völlig unerwartet Radio 24 an. Moderationsleiter Markus Gilli, heute Chef von Tele Züri, wollte ihn unbedingt engagieren. Innert kürzester Zeit wurde er zum Star beim damals grössten Privatsender der Schweiz.

Kilchsperger arbeitete wie besessen, war jeden Tag um drei Uhr morgens im Studio – und revolutionierte das Radio in der Schweiz. «Er hat aus der Morgensendung eine echte Show gemacht – wie ein grosser Entertainer. So etwas gab es in der Schweiz noch nicht», erinnert sich Marc Jäggi, heute Moderationsleiter bei Radio 1. Jäggi arbeitete zwei Jahre lang mit Kilchsperger zusammen: «Er ist ein Chrampfer. Was so locker und spontan daherkommt, ist akribisch vorbereitet.» Kilchsperger erzählt, Radio-24-Chef Roger Schawinski habe ihn damals fast täglich während der Sendung im Studio angerufen, um Kritik anzubringen. «Das war grossartig, ich habe von ihm wahnsinnig viel gelernt.»

Über einen Umweg beim *Blick* landete der mittlerweile bestbezahlte Radiomoderator des Landes beim Konkurrenzsender Energy Zürich, wo er seine heutige Frau, die Moderatorin und Schauspielerin Viola Tami, kennenlernte. Noch heute steht er ein- bis zweimal pro Woche im Energy-Studio am Mikrofon. Nicht wegen des Geldes, sondern weil er das Radio liebt. «Wenn ich wählen müsste zwischen Fernsehen und Radio, ich würde mich immer fürs Radio entscheiden», sagt er. Dass heute kaum mehr jemand seine Leidenschaft teilt, findet er schade: «Den jungen Talenten ist es zu anstrengend, um zwei Uhr morgens aufzustehen, um eine coole Sendung vorzubereiten. Die machen lieber schnelle Youtube-Videos, das ist bequemer.»

Mit 48 Jahren fühlt er sich beim Jugendsender Energy immer noch wohl, auch wenn ihm die Musik nicht immer gefällt. Auf dem Heimweg höre er im Auto aber jeweils SRF 1: «Wenn die im «Ratgeber» sieben Minuten lang erklären, wie man ein Kleid richtig an den Kleiderbügel hängt, so hat das auf mich eine meditative Wirkung», sagt er. Für ihn wäre dies aber nichts, bei ihm muss die Taktfrequenz höher sein.

SRF Sport wollte ihn nicht

Landesweit bekannt wurde Kilchsperger 2003 durch die SRF-Casting-Show «Music-Star». Erst war er Moderator, dann Juror. TV-Legende Kurt Felix rühmte ihn als grösstes Moderationstalent im Land. Mit seiner



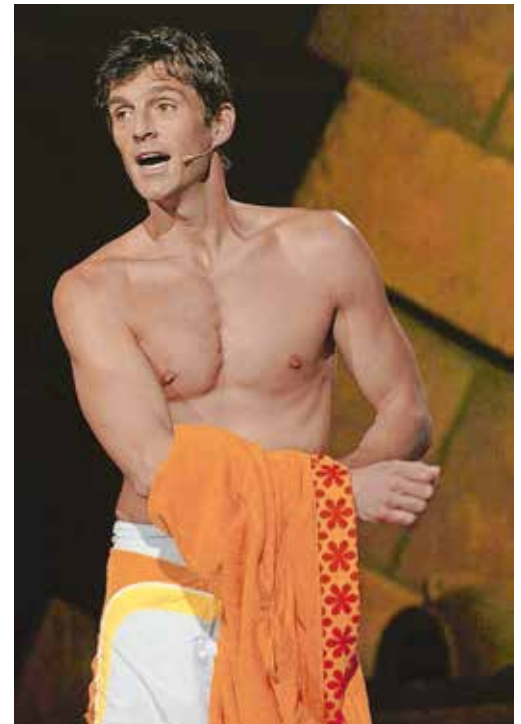
«Sexistische» Money-Girls: «Deal or No Deal».

Schlagfertigkeit erreichte er durchaus das Niveau eines Beni Thurnheer, nur ist Kilchsperger eine Spur frecher, verschmitzter – und damit auch umstrittener.

Thurnheer und Kilchsperger sind sich auch sonst ähnlich: Beide kommen vom Radio, beide sind enorm redegewandt, beide sowohl beim Sport wie auch bei der Unterhaltung zu Hause. Bloss: Die SRF-Sportabteilung wollte nie etwas von Kilchsperger wissen. Alle paar Jahre klopfte er an, ob für ihn nicht ein Platz frei sei. Stets wurde er zurückgewiesen. Der einstige Sportchef Urs Leutert soll ihn bei internen Veranstaltungen sogar als Negativ-Beispiel erwähnt haben: «Ja nicht so werden wie Kilchsperger.»

Dabei hatte Kilchsperger auf dem Privatsender Sat 1 Schweiz längst bewiesen, dass er ein herausragender Sportmoderator ist: Er leitete 2002 bei der Fussball-WM in Japan und Südkorea mit Bravour das Schweizer WM-Studio, als für einmal nicht die SRG, sondern Sat 1 Schweiz die Übertragungsrechte erworben hatte. Vier Jahre später berichtete er von der WM sogar fürs deutsche TV-Publikum. Aber bei SRF Sport erachtete man ihn als nicht gut genug.

Der Zufall will es, dass an diesem Abend ausgerechnet Bernard Thurnheer als prominenter «Donnschtig-Jass»-Gast eingeladen ist. Einhalb Stunden vor dem Start trifft er in Klingnau ein. Thurnheer und Kilchsperger verstehen sich prächtig, wie sich herausstellt. Vor der Kamera erzählt der pensionierte Moderator, dass auch ihm vor dreissig Jahren der «Donnschtig-Jass» angeboten worden sei. Er habe aber abgesagt. Stattdessen übernahm Urs Kliby (Kliby und Caroline); danach moderierte vierzehn Jahre lang Monika Fasnacht die populäre Sendung.



«Ich muss da weg»: Miss-Schweiz-Wahl, 2003.

Als 2011 bekannt wurde, dass der Zürcher *Schnurri* Roman Kilchsperger die sympathische Landfrau ablösen wird, gab es einen Aufschrei. Heute will niemand mehr zurück. Kilchsperger hat aus der gemächlichen Jass-Sendung eine heitere, temporeiche Unterhaltungsshow gemacht. Unter ihm wurde die Dauer von 60 auf 95 Minuten erhöht, ohne dass die Spannung darunter gelitten hätte.

Gnadenlos ehrlich

Kurz vor Beginn der Sendung orientiert ein Sicherheitsmann Co-Moderator Reto Scherrer, dass zwei altbekannte Stalkerinnen im Publikum seien, er solle aufpassen. Seit Monaten sind die beiden hinter Scherrer her. Er lässt sich nichts anmerken. Auch das gehört zum Job. Es bleibt noch Zeit für einen kurzen Schwatz. Was zeichnet Kilchsperger aus? «Er ist der ehrlichste Mensch, den ich kenne», sagt Scherrer, der im Hauptamt als Moderator bei Radio SRF 1 tätig ist. «Roman hat mich noch nie angelogen, er sagt immer, was er denkt.»

Diese gnadenlose Ehrlichkeit ist es, die Kritikern, Politikern und Fernsehbeamten dermassen Mühe bereitet. Ein unbezähmbarer, offener Geist wie Kilchsperger passt schlecht in ein Umfeld, wo jeder Satz daraufhin untersucht wird, ob sich eine Gruppe in ihren Gefühlen verletzt fühlen könnte. Die SRF-Kommunikationsabteilung zensiert regelmässig seine Interviews. «Die streichen mir immer die interessantesten Stellen raus», sagt Kilchsperger.

Man hat Angst vor kantigen Figuren, möchte es allen recht machen, niemanden in seiner Befindlichkeit stören – das ist der Zustand von SRF im Jahr 2018.

Kilchsperger will dies nicht mehr mitmachen. Kürzlich habe ein Gast im SRF-WM-Stu-

dio gesagt: «Das war ein geiles Spiel.» Der Moderator intervenierte sogleich. Genau so sollte es nicht sein. Er strebe bei Teleclub tabufreie Diskussionen an mit starken Charakteren, wo man sich nicht überlegen müsse, ob man «geil» sagen darf oder nicht. «Das führt zwar zu mehr Reklamationen, aber auch zu einem besseren Programm.»

Durchsichtige SRF-Pelerinen

Wie hätte er über die Schweizer Nationalmannschaft an der WM berichtet? «Dieser Doppeladler-Jubel hat mich masslos geärgert!», sagt Kilchsperger. Bei diesem Thema wird er emotional – eine gute Voraussetzung für mitreissende Fussball-Berichterstattung. Kommentator Sascha Ruefer habe hervorragend reagiert, als er diese Geste sofort als «unnötig und dumm» kritisierte. «Mir kann niemand sagen, dass diese Affäre die Mannschaft nicht belastet habe. Das hat man an den nächsten zwei Spielen deutlich gesehen.» Kilchsperger ist von der Leistung und vom Verhalten der Nati schwer enttäuscht. «Behrami geht nach dem Ausscheiden fröhlich sein Ski-Schätzchen umarmen – die Japaner hingegen lagen nach dem Spiel völlig erschöpft am Boden. Wenn die Schweizer auch so gekämpft hätten wie die Japaner, würde niemand etwas über das Ausscheiden sagen!»

Die Fussball-WM ist sonst auf dem Dorfplatz in Klingnau kein Thema. Dafür das Wetter. Am Nachmittag drückte die Sonne durch, doch je näher die Sendung rückt, desto mehr verdunkelt sich der Himmel. Um Punkt acht Uhr, also fünf Minuten vor dem Start, entladen sich die Gewitterwolken. Die Besucher ziehen hastig die durchsichtigen Pelerinen über, die SRF verteilt hat. Kaum jemand verlässt den Platz – auch dank Roman Kilchsperger und Reto Scherrer, die das Publikum schon vor der Sendung mit Verve unterhalten.

Kilchsperger hofft auf Unvorhergesehenes: So akribisch er sich auch vorbereitet, wenn er spontan reagieren kann, ist er am stärksten – auch deshalb liebt er diese Sendung auf dem offenen Dorfplatz, wo sich kaum etwas kontrollieren lässt.

20.05 Uhr, der Countdown läuft – fünf, vier, drei... 4000 Leute in Klingnau und eine knappe halbe Million vor den Bildschirmen zu Hause verfolgen, wie Kilchsperger und Scherrer in albernen Abba-Kostümen das Intro «Guete Abig...» singen und danach souverän durch eine unterhaltsame und kurzweilige Sendung führen. Thurnheer, Kilchsperger und Scherrer erweisen sich wie erwartet als Plaudertrio infernale; die Jass-Runden sind mit einem spektakulären Last-Minute-Sieg von Zweisimmen spannend wie selten.

Das Publikum auf dem Dorfplatz bleibt auch nach der Übertragung in Festlaune. Roman Kilchsperger hat niemanden enttäuscht. Es war ein grossartiger Abend. Einmal mehr. ○

Sprache

Karriere eines Begriffs

Barack Obama bemühte sie, Ignazio Cassis tut es auch: Die «roten Linien» sind aus dem Politbetrieb nicht mehr wegzudenken. Von Christoph Mörgeli

Unser Aussenminister verantwortet in seiner kurzen Amtszeit bereits zwei eigentliche Kultwörter. Da war zuerst seine berühmte «Reset»-Taste, die er später durch die «rote Linie» ersetzte. Mittlerweile sieht Ignazio Cassis eine Grenzüberschreitung beim Tabu der flankierenden Massnahmen nicht mehr so tragisch. Nicht erst seit letztem Monat scheinen rote Linien durchaus verrückbar. Schon der amerikanische Präsident Barack Obama hat seine grossspurig verkündete «rote Linie» – nämlich im Fall eines Giftgaseinsatzes des syrischen Assad-Regimes mit Waffengewalt zu antworten – ganz einfach ignoriert.

Mittlerweile wagt man sich in der Politik vor lauter roten Linien kaum mehr vor- oder rückwärtszubewegen. Für die SVP liegt die rote Linie bei einem Armeebudget von mindestens fünf Milliarden Franken. Für SP-Bundesrat Alain Berset würde eine rote Linie missachtet, wenn ein Kanton das Frühfranzösisch abschaffen wollte. Derweil seine Genossin Corine Mauch festhielt, das Zürcher Theater am Neumarkt habe mit seiner «Entköpplung» inklusive Todesdrohungen eine rote Linie verletzt. Sogar Schwarze ziehen rote Linien: Für CVP-Präsident Pfister käme eine weitere Einschränkung des liberalen Arbeitsmarktes dem Überschreiten seiner roten Linie gleich. Für



Bis zum Äussersten: AfD-Chef Gauland.

Marco Solari ginge es ans Eingemachte seiner roten Linie, wenn politische Einflüsse am Filmfestival Locarno die künstlerische Freiheit gefährdeten.

Chamberlain und die Deutschen

Ex-Staatssekretär Jakob Kellenberger kann über angeblich «unräumbare Verhandlungspositionen» nur spotten, nachdem das Bankgeheimnis als «jahrzehntelang geltende dicke rote Linie in zügigem Tempo überfahren» worden ist. Das Bundesgericht zog 2012 eine rote Linie, indem es die Ausschaffung schwerkrimineller Ausländer wegen übergeordneten internationalen Rechts untersagte. Womit das Bundesgericht nach Meinung vieler die roten Linien seiner Zuständigkeit deutlich überschritt.

Alexander Gauland erklärte als einzige rote Linie für die AfD eine «freiheitlich-demokratische Grundhaltung». Zur Sicherheit gibt es aber in Hessen unter der Bezeichnung «Rote Linie» eine pädagogische Fachstelle gegen Rechtsextremismus. Manche Rotlinien-Forscher sehen die Anfänge in den sechziger Jahren, als amerikanische Banken mit «Redlining» Gegenden ausgrenzten, denen sie Dienstleistungen und Kredite verweigerten. Die Schweizer waren allerdings schneller: Schon 1939 mahnte ein Inserat der Genfer Lebensversicherungsanstalt in der NZZ: «Denken Sie an die rote Linie.» Ein Mann hatte seinen Antrag auf Familienfürsorge verschlampt, wonach eine schwere Krankheit ebendiesem verunmöglichte.

Anlässlich der Landung der Alliierten in der Normandie vom Juni 1944 behauptete Berlin, die Landungstruppen seien noch nicht über die rote Linie der äussersten Reichweite der Schiffsartillerie hinausgekommen. 1938 hoffte der naive britische Premier Chamberlain im Unterhaus, die Deutschen würden in der Tschechoslowakei eine gewisse rote Linie nicht überschreiten. Die Karte des Lausanner Friedensvertrags von 1923 zeichnete die griechisch-türkische Grenze als fette rote Linie.

Doch es gibt auch lokalere Beispiele: Ein Jäger im Zürcher Weinland sah 1931 einen Fuchs mit solcher Geschwindigkeit vorbeirasen, dass er nur eine «rote Linie» wahrnahm. Eine kriminelle Auspeitschung hinterliess um 1900 beim Opfer eine «rote Linie», bevor das Blut aufspritzte. Doch welche ist die älteste aller roten Linien? Das Zweier-Tram, das in Zürich zwischen Tiefenbrunnen und Farbhof verkehrt.



Andere Schwerpunkte: Cassis, 2018.



Prägende Strategie: Calmy-Rey, 2005.



Calmy-Reys Erbe: Burkhalter, 2013.

Kurswechsel im Aussendepartement

Aussenminister Ignazio Cassis setzt neue Akzente in der Nahostpolitik. Er will Israel nicht mehr reflexartig an den Pranger stellen. Meint er es ernst mit dem Wandel, muss er seine Chefbeamten umerziehen, entmachten – oder versetzen. *Von Pierre Heumann*

Während zweier Jahrzehnte konnten sich notorische Israel-Kritiker aufs Aussendepartement (EDA) verlassen. Kaum eine Gelegenheit wurde ausgelassen, um die Palästinenser als bedauernswerte Opfer einer aggressiven israelischen Politik zu bemitleiden. Jetzt setzt Ignazio Cassis neue Akzente. Seit er das Departement übernommen hat, gehört Israel nicht mehr automatisch zu den «üblichen Verdächtigen» im Nahen Osten.

Das zeigte sich etwa Mitte Mai. Der Aussenminister distanzierte sich unmissverständlich von einem Grundsatz der Nahostpolitik seiner Vorgänger. Diese hatten das Engagement für die palästinensische Flüchtlingshilfe, die UNRWA, als zentralen Beitrag zur Lösung des Nahostkonflikts eingestuft. In einem

Interview mit der *Aargauer Zeitung* bezeichnete Cassis die UNRWA als Hindernis für den Frieden. Die Flüchtlinge würden davon träumen, nach Palästina zurückzukehren, sagte er während einer Reise nach Jordanien, und die UNRWA verspreche ihnen die Rückkehr in ihre alte Heimat, das heutige Israel. Aber es sei nicht realistisch, dass dieser palästinensische Traum für alle Palästinenser Wirklichkeit werde. Keck stellte er deshalb die rhetorische Frage in den Raum, die sogar ausserhalb der Schweiz Beachtung fand: «Ist die UNRWA Teil der Lösung oder Teil des Problems?»

Seiler, Freund Israels

Cassis' neue Prioritäten wurden auch bei einer Veranstaltung eines propalästinensischen

Forums Mitte Juni in Bern deutlich, in der Israel-Bashing angesagt war. Die angekündigte Begrüssungsansprache von Stephan Kellenberger, einem höheren EDA-Mitarbeiter, fiel aus. Im EDA werden dafür «Termingründe» angegeben. Andere vermuten dahinter eine Anweisung des neuen Chefs.

Die neue Nahostpolitik ist bei den Chefbeamten im EDA nicht sonderlich populär. Wichtige Strategien seien nach wie vor von der gegenüber Israel stets kritischen Aussenministerin Micheline Calmy-Rey (2003 bis 2011) geprägt, so ein Insider. Ihr Nachfolger Didier Burkhalter hatte ihre Nahostpolitik bis im vergangenen Jahr fortgesetzt. Bereits vor Calmy-Rey hatte Joseph Deiss während dreier Jahre eine propalästinensische Politik verfolgt.

Als Erstes hat Cassis einen neuen Generalsekretär ernannt. Markus Seiler, der ehemalige Chef des Nachrichtendienstes, hat diesen Posten erhalten. Seiler gilt als Freund Israels, er hat die Kooperation mit israelischen Kollegen im Kampf gegen den Terror schätzen gelernt.

Zu den Spitzendiplomaten, die die schweizerische Nahostpolitik während Jahren unwidersprochen geprägt haben, gehört Wolfgang Amadeus Brühlhart. Er hat als treuer

Der Boykott Israels, steht im Sitzungsprotokoll, widerspreche dem Völkerrecht nicht.

Diener seiner Chefs die stets propalästinensische Grundhaltung betonierte, die die Vorgänger von Cassis vertraten. Als ihm zum Beispiel ein Jungpolitiker nach einer Israelreise eine Flasche Wein vom Golan überreichen wollte, soll Brühlhart das Geschenk schroff zurückgewiesen haben. Der Wein stamme aus dem Gebiet, das Syrien gehöre und von Israel besetzt werde, belehrte er den jungen Mann und warnte ihn, dass es seiner Karriere schaden würde.

Inzwischen gibt sich Brühlhart konzilianter. Bis zum Amtsantritt von Cassis war er bekannt dafür gewesen, gegenüber israelfreundlichen Vertretern verschlossen und abweisend zu sein. Unter dem Einfluss des neuen EDA-Chefs stellt er sich ihnen neuerdings als Gesprächspartner zur Verfügung.

Staatssekretärin Pascale Baeriswyl, die unter dem Cassis-Vorgänger Burkhalter zu den einflussreichsten EDA-Mitarbeiterinnen gehörte, wurde inzwischen nicht nur in der Europapolitik zurückgestuft. Sie habe auch in der Nahostpolitik an Einfluss verloren, sagen Kenner der Szene. Unter Burkhalter war sie eine zentrale Ansprechpartnerin für Nahostfragen gewesen. Seit Cassis das Departement übernommen hat, ist sie bei wichtigen Nahostthemen nicht mehr öffentlich sichtbar.

Dass die SP-Frau beim neuen Chef in Ungnade gefallen ist, liegt vielleicht an einer Aussage, die EDA-Vertreter vor rund zwei Jahren bei einer Sitzung mit Parlamentariern gemacht hatten. An diesem Treffen hatte Baeriswyl teilgenommen.

Der Boykott Israels, steht im Sitzungsprotokoll, das dem *Sonntagsblick* zugespielt wurde, widerspreche dem Völkerrecht nicht. Implizit werden Sanktionen gegenüber Israel zudem als normal bezeichnet: «Da alle palästinensischen NGOs die Prinzipien der Bewegung <Boycott, Divestment and Sanctions> teilen, wäre (sonst) keine Zusammenarbeit mehr möglich», sagten EDA-Vertreter laut Protokoll wörtlich. Die SP-Frau wurde inzwischen als neue Missionschefin in Berlin gehandelt.

Die fast schon obsessive Stellungnahme für die Palästinenser, die bei vielen Schweizer

Topdiplomaten zum guten Ton gehört, zeigte sich auch im März 2017. Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) hatte zur Jahrestagung in den Kursaal Bern geladen. Thema: Kinder im Krieg. Doch siehe da: Neben Didier Burkhalter war der Chef der Uno-Flüchtlingshilfe, Pierre Krähenbühl, als Hauptredner auf der Bühne. Womit die Palästinenser ins Zentrum gerückt wurden. Der Schweizer Diplomat sorgte wie erwartet dafür, dass weniger über die rund dreissig Millionen Jugendliche gesprochen wurde, die auf der Flucht sind, sondern mehr über palästinensische Teenager und Kinder, die – im Vergleich zu afrikanischen oder syrischen Flüchtlingen – unter komfortablen Verhältnissen aufwachsen.

Ein Jahr später setzte Cassis am Deza-Anlass andere, manche würden sagen: relevantere Schwerpunkte. Im Zentrum der Tagung standen Projekte der schweizerischen Entwicklungshilfe im Tschad und in Südafrika.

Die Prioritäten der bisherigen Aussenpolitik lassen sich am EDA-Budget ablesen. Laut Jahresbericht der Direktion für Entwicklungshilfe (Deza) werden in die besetzten palästinensischen Gebiete pro Kopf der Bevölkerung deutlich mehr Gelder überwiesen als in den Rest der Welt. (Der Gazastreifen wird von der Deza immer noch als besetztes Gebiet bezeichnet, obwohl sich Israel vor mehr als zehn Jahren aus Gaza vollkommen zurückgezogen hat.)

Vor zwei Jahren transferierte die Deza zwölf Millionen Franken als humanitäre Hilfe und fünfzehn Millionen Franken als Entwicklungshilfe in die besetzten Gebiete. Gleich viel oder weniger – sowohl in absoluten Zahlen als auch pro Kopf – erhielten die Bürger von ganz Nordafrika, dem Sudan oder Jemen, um nur drei Beispiele zu nennen.

«Grösstes Reisebüro»

Dass sich bisher das EDA nicht lumpen liess, wenn es um die Palästinenser geht, machen auch Recherchen der NZZ deutlich, die in der vergangenen Woche publiziert wurden. Sie enthalten eine Liste mit 49 NGOs, die allein im letzten Jahr zusammen mehrere Millionen Franken erhielten.

Erich von Siebenthal, Präsident der parlamentarischen Gruppe Schweiz–Israel, hofft jetzt, dass sich unter Cassis etwas bewegt und dass transparenter als bisher kommuniziert werde, was mit den Geldern passiert. Falls das EDA zu wenig Informationen herausrücke, werde er als Präsident der Parlamentariergruppe «den Druck aufs Aussendepartement erhöhen», sagt von Siebenthal.

Zu den Profiteuren des Geldsegens gehört seit Jahren das EDA-Flaggschiff aus der Ära Calmy-Rey: die Genfer Initiative. Allein im Jahr 2017 erhielt sie fast 400 000 Franken. Die damalige Bundesrätin wollte Israelis und Pa-

lästinenser gemeinsam eine Lösung des Konflikts ausarbeiten lassen. Das Projekt hatte aber von Anfang an null Erfolgchancen, weil es sich auf völlig irrelevante Politiker in Tel Aviv und in Ramallah stützte. Heute wird es von Israelis und Palästinensern als «grösstes Reisebüro» verspottet, weil die Akteure pausenlos (und ohne Erfolg) global unterwegs sind, um für ihre Ziele zu werben.

Zu den Profiteuren der Berner Grosszügigkeit gehören, das bestätigen die NZZ-Recherchen ebenfalls, zahlreiche NGOs im Westjordanland und im Gazastreifen, die nichts zur friedlichen israelisch-palästinensischen Koexistenz beitragen. Dabei hatte eine proisraelische Lobby schon vor drei Jahren gewarnt, dass NGOs, die von der Schweiz unterstützt würden, unter dem Mantel der Menschenrechte Hass verbreiten. Das EDA liess sich mehr als ein Jahr Zeit, um die Informationen zu prüfen, die von der israelischen Gruppe NGO Monitor zusammengetragen worden waren. Was aber nicht heisst, dass man die Warnung ernst nahm. Auf weniger als anderthalb Seiten wurden die Kritikpunkte vom EDA summarisch und fast schon schnöde zusammengefasst. Die Beispiele, auf welche NGO Monitor Bezug nehme, seien dem EDA bekannt, hiess es in der Antwort. Aber «bis heute basieren die Anschuldigungen nicht auf Fakten». Die Vorwürfe bezüglich antisemitischer Tendenzen bei einer vom Bund finan-

Die Prioritäten der bisherigen Aussenpolitik lassen sich am EDA-Budget ablesen.

zierten palästinensischen Organisation liess das EDA nur in einem Fall gelten – und es seien Massnahmen ergriffen worden, um solche Vorfälle künftig zu verhindern.

Die Antwort des EDA erstaunte damals die Präsidentin der Gesellschaft Schweiz–Israel, Corina Eichenberger, aus zwei Gründen. Erstens seien im Dokument von NGO Monitor weitere Fälle mit klar antisemitischen Tendenzen belegt. Ebenso erstaunlich sei der Hinweis des EDA, gemäss dem es die «ausserberuflichen Tätigkeiten oder Ideologien» der Mitarbeiter, die von der Schweiz finanziell unterstützt werden, nicht kontrollieren könne. Burkhalter liess sich dann zwei weitere Monate Zeit, um seiner Duz- und Parteifreundin zu antworten, die er nun aber plötzlich siezte.

Deiss, Calmy-Rey, Burkhalter – weil antiisraelische Haltungen im EDA eine lange Tradition haben, ist der nahöstliche Kurswechsel für Cassis schwierig. In den nächsten Monaten oder im nächsten Jahr wird er über wichtige Budgetposten der Nahostpolitik entscheiden müssen. Spätestens dann wird klarwerden, ob sich der EDA-Chef von der Nahostpolitik seiner Vorgänger befreien kann. ○

Ruhe vor dem Sturm

Christoph Franz hat sich einen Namen als beinhardter Sanierer von Fluggesellschaften gemacht. Beim Pharma-Riesen Roche muss er dafür sorgen, dass die Erträge nicht wegbrechen. Ein Besuch in Basel. Von Florian Schwab und Christian Aeberhard (Bild)

Der Hauptsitz von Roche ist ein in Glas und Beton gegossener Spagat aus Tradition und Moderne. Mit seinen 178 Metern ist der pyramidenförmige, von den Stararchitekten Herzog & de Meuron aufs Gelände gepflanzte «Roche Tower» das höchste Gebäude der Schweiz.

Die Büros der Chefs befinden sich aber nicht in dem lichtdurchfluteten Prunkturm, der vor drei Jahren eingeweiht wurde. Geschäftsleitung und Verwaltungsrat müssen mit einem rund hundertjährigen Zweckbau auf dem Areal vorliebnehmen. Basler Understatement: nicht abheben, die Wurzeln pflegen. Auf dem Roche-Dampfer hat der Kapitän seine Kajüte nicht auf einem repräsentativen Oberdeck, sondern irgendwo neben dem Maschinenraum im Bauch des Schiffes.

Der Kapitän heisst seit 2014 Christoph Franz. Und sein Unternehmen steuert derzeit auf eine Klippe zu. Derzeit sind die drei wichtigsten Medikamente dabei, ihren Patentschutz zu verlieren. Die Krebsmittel Mabthera/Rituxan, Avastin und Herceptin haben bislang mit jährlich 21 Milliarden Franken rund 40 Prozent des Umsatzes ausgemacht. Die grosse Frage: Gelingt es dem Pharma-Giganten, den drohenden Umsatzrückgang durch neue, ebenso erfolgreiche Medikamente zu kompensieren?

Beim Treffen mit der *Weltwoche* erweckt Franz einen optimistisch-abgeklärten Eindruck. Er tritt resolut auf und spricht druckreifes Hochdeutsch. Leute, die mit ihm zusammengearbeitet haben, attestieren ihm, dass er Meetings mit viel Musikgehör für die Ideen seiner Mitarbeiter dirigiere. Zielstrebig zwar, aber nicht autoritär. Die charismatischen Führungseigenschaften, die Franz im persönlichen Umgang zeigt, verlieren sich im öffentlichen Auftritt vor grösserem Publikum, wo der Spitzenmanager etwas hölzern wirkt.

Durchsetzungsvermögen konnte sich Christoph Franz mit drei jüngeren Schwestern bereits als Kind antrainieren. Er wuchs in mittelständischen Verhältnissen in Frankfurt am Main auf. Sein Vater war als Ingenieur in der Industrie tätig.

Himmelfahrtskommando

Nach dem Wirtschaftsingenieurstudium und dem Doktorat in Darmstadt sowie Lyon und einem Forschungsaufenthalt an der University of California in Berkeley stieg Franz im Jahr 1990 bei der Deutschen Lufthansa ein. Er absolvierte ein Trainee-Programm, das ihn auf verschiedene geografische und inhaltliche Sta-

tionen führte: Türkei, Frankreich, Deutschland. Cargo- und Passagier-Business. «Das war hochinteressant, ein guter Einstieg ins Berufsleben», so Franz. Am Lufthansa-Hauptsitz in Frankfurt wurde Wolfgang Mayrhuber auf den Nachwuchsmanager aufmerksam. Der spätere Lufthansa-Chef leitete damals ein internes Steuerungsteam, welches den Turnaround des angeschlagenen Unternehmens vorbereiten sollte. Franz wirkte an diesem von Erfolg gekrönten Projekt mit.

Nach insgesamt vier Jahren bei der Lufthansa verliess Franz die Luftfahrt in Richtung Schienenverkehr. Als einer der ersten Mitarbeiter heuerte er bei der neuen Aktiengesellschaft der Deutschen Bahn an. «Dieses Unternehmen privatwirtschaftlich neu aufzubauen, empfand ich als spannende Herausforderung.» In seiner Funktion als Leiter Personenverkehr fiel Christoph Franz der deutschen Empörung über ein neues, dynamisches Preissystem zum Opfer. Der damalige Bahnchef Hartmut Mehdorn warf ihn im Mai 2003 heraus.

Es folgten etliche Monate der Stellensuche. Im Nachhinein betrachtet, sei das Ende bei der Deutschen Bahn eine «glückliche Fügung des Schicksals», gewesen, «weil es mir die Chance eröffnete, in die Schweiz zu kommen». Die Headhunter-Firma Russell Reynolds fragte Franz Anfang 2004, ob er eine Art

Gelingt es Roche, den drohenden Umsatzrückgang durch neue Medikamente zu kompensieren?

Himmelfahrtskommando übernehmen wollte: die Sanierung der Fluggesellschaft Swiss. Die betriebswirtschaftliche Situation war damals prekär. Die Airline verbrannte jeden Tag eine Million Franken, und die rollende Finanzierung über die Banken geriet immer mehr zur Zitterpartie. Nachdem etliche höher priorisierte Kandidaten für den Spitzenjob abgesagt hatten, griff Christoph Franz zu.

Ohne viel Federlesens wechselte er die meisten Schlüsselpositionen an der Firmenspitze aus und begann, kostspielige Königreiche innerhalb des Konzerns zu zerschlagen. Er schrumpfte die Verwaltung um die Hälfte. «Es war die härteste Zeit meines Berufslebens», erinnert er sich. Die Entlassungen seien ihm nahegegangen. «Die Leute haben ja keine schlechte Arbeit geleistet, aber die Situation verlangte nach drastischen Massnahmen.»

Innerhalb eines Jahres führte der Mann von aussen die Swiss in die Gewinnzone zurück – und verkaufte sie dann an die Deutsche Lufthansa, wo sein früherer Chef Wolfgang Mayrhuber mittlerweile das Zepter als CEO schwang. Der Kaufpreis betrug rund 310 Millionen Euro. Ist das aus heutiger Sicht nicht zu billig? «Es war für die Lufthansa aus heutiger Sicht eine sehr attraktive Transaktion.» Aber schliesslich seien damals die Risiken noch ganz erheblich gewesen. «Den Eigentümern ging es nicht darum, den Preis zu maximieren, sondern die Swiss als «national carrier» zu erhalten und ihr eine langfristige Wachstumsperspektive zu geben.» Das ausgedehnte Langstreckennetz der Swiss wäre ausserhalb eines starken Verbundes – mit entsprechenden Synergien bei der Vermarktung – nicht nachhaltig lebensfähig gewesen, ist Franz überzeugt. Er ist «erfreut, wie gut sich die Swiss mit einer hohen Eigenständigkeit innerhalb der Lufthansa entwickelt hat».

Personalisierte Krebsbehandlungen

Vier Jahre nach dem Verkauf wechselte Franz zur Muttergesellschaft Lufthansa. Nach einer Zeit als CEO der Airline-Sparte folgte er im Jahr 2011 als Konzernchef auf Wolfgang Mayrhuber. Und wieder wartete eine Sanierungsaufgabe auf ihn: Sein «Ergebnisverbesserungsprogramm» senkte die Kosten und erhöhte die Erträge. «Mit einer Umsatzrendite von 8 Prozent ist die Lufthansa heute so etwas wie ein normales Unternehmen», stellt er befriedigt fest. Mit anderen Worten: Franz sah seine Aufgabe als erfüllt an. Während seiner Tätigkeit für die Lufthansa war Franz mit seiner Familie in Zürich wohnen geblieben. Nach der gesetzlichen Frist von zwölf Jahren erwarb er 2016 die schweizerische Staatsbürgerschaft.

Vor vier Jahren folgte der dreimalige Airline-Sanierer dem Ruf der Roche-Eigentümer. Wie auch die Luftfahrtbranche sei die Pharmazie eine langfristige Angelegenheit. Der Lebenszyklus eines Flugzeuges betrage, wie auch der Patentschutz eines neuen Medikaments, rund zwanzig Jahre. Im Unterschied zu einer Airline müsse sich ein Pharmaunternehmen aber «beständig neu erfinden».

Seine wichtigste Aufgabe bestehe darin, sicherzustellen, dass das Unternehmen langfristig innovativ bleibe und immer wieder neue Medikamente entwickle. «Wie muss die Kultur und Struktur aufgestellt werden, damit wir in fünf bis zehn Jahren immer noch



In Generationen denken: Roche-Chef Franz.

ganz vorne dabei sind?» Als relativer Branchen-Neuling macht Franz keinen Hehl daraus, dass er sich «einarbeiten und Verständnis für die Mechanismen und Erfolgsfaktoren entwickeln musste». Radikale strategische Manöver sind nicht die grosse Stärke der Basler.

Unter Franz setzt der Pharmariese weiterhin seinen Schwerpunkt auf personalisierte, gezielte Krebsbehandlungen, aber auch auf neuartige Behandlungen von schweren Erkrankungen des Zentralnervensystems sowie Infektionskrankheiten. Die Handschrift des

immer noch neuen Verwaltungsratspräsidenten, gemessen an den Zeitläufen der Branche, wird sich erst in der Zukunft klar erkennen lassen.

Noch zweifeln die Märkte daran, dass der neue Präsident das Patentrezept gefunden hat. Unter seiner Ägide sank der Aktienkurs von rund 260 Franken auf etwa 230 Franken, während sich Konkurrent Novartis halten konnte. «Roche ist im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts sehr gut gewachsen, und in unserem Geschäft ist der Geschäftszyklus sehr langfristig», relativiert Franz. Das Unternehmen habe als börsenkotierte Firma zwar «normale

Noch zweifeln die Märkte daran, dass der neue Präsident das Patentrezept gefunden hat.

Interaktionen mit dem Kapitalmarkt», aber dennoch die Freiheit, langfristig zu entscheiden. Eine Mehrheit der Aktien ist nach wie vor im Familienbesitz, und «die Eigentümerfamilien denken in Generationen».

Situationen wie derzeit die Patentklippe habe es in der Unternehmensgeschichte immer wieder gegeben. Franz zeigt sich zuversichtlich, «dass wir in der Lage sind, diese zu umschiffen, und dass wir weiter Wachstum zeigen». Mit einem Umsatzrückgang rechnet Roche insgesamt nicht.

Als Drohung missverstanden

Anders als bei seinen früheren Aufgaben geht es bei Roche keinesfalls um eine Sanierung. Jahr für Jahr beträgt der Roche-Forschungs-etat in der Schweiz drei Milliarden Franken. Denselben Betrag investiert Roche derzeit in den Neubau des Campus. In Kürze wird der Bau eines zweiten Turms in Angriff genommen, welcher den bestehenden Tower an Höhe nochmals überragen soll.

Vor ein paar Monaten sorgte der Roche-Präsident für Kontroversen, als er davor warnte, ein Ende der Personenfreizügigkeit mit der Europäischen Union würde das Unternehmen jährlich einen dreistelligen Millionenbetrag kosten. Über die heftigen Reaktionen sei er «erstaunt» gewesen, sagt Franz. Es habe sich eher um eine beiläufige Antwort auf die Frage in einem Interview gehandelt. «Angenommen, wir verlieren 5 Prozent an Produktivität, weil wir nicht mehr die besten Mitarbeiter bekommen, dann bewegen wir uns rasch in solchen Grössenordnungen.» Leider seien seine Aussagen teilweise als Drohung missverstanden worden. Klar sei, dass Roche auch in Zukunft dort investiere, wo das Unternehmen qualifizierte Mitarbeiter anstellen kann. «Die Frage, wie ein Land seine Beziehung zu den Nachbarstaaten gestaltet, ist die souveräne Entscheidung der Bürger dieses Landes.» Er sei ein «grosser Freund der direkten Demokratie». ○

«Wie eine Diagnose beim Arzt»

Peter Forstmoser zählt zu den führenden Wirtschaftsrechtlern der Schweiz und ist über Gutachten sowie als Verwaltungsrat auch mit der Praxis verbunden. Mit einem Bericht von 2009 zu Raiffeisen ist er in Kritik geraten. Er legt hier dar, was man von Gutachten erwarten kann und was nicht. *Von Beat Gygi*

Herr Forstmoser, nach vierzig Jahren Erfahrung als Wissenschaftler, Anwalt, Gutachter und Verwaltungsrat stehen Sie im Rampenlicht wegen Ihres Gutachtens über Vorgänge in der früheren Raiffeisen-Führung unter Konzernchef Pierin Vincenz. Was ist da anders gelaufen als bei anderen Gutachten?

Mein Vorgehen war gleich wie bei praktisch allen Gutachten, die ich verfasst habe. Es ging damals, 2009, um eine Firmentransaktion, bei der Vincenz indirekt an einer Gesellschaft beteiligt war, die Raiffeisen dann kaufte. Vincenz hatte seine Beteiligung nicht transparent gemacht, und die Frage war, ob die Vorgänge rechtlich und von der Good Governance her korrekt gewesen seien. Die betreffende Gesellschaft war nicht börsenkotiert. Ich habe im Gutachten auf 37 Seiten detailliert alle möglichen Normen dargelegt, die in Betracht zu ziehen sind. Nicht nur Gesetze, sondern auch die internen Reglemente zur Governance und anderem. Ich kam zum Schluss, dass keine Rechtsverletzung vorliege, wohl aber ein Verstoss gegen die Best Practice in der Governance, also gegen die gute Unternehmensführung.

In Medien steht der Vorwurf, das sei ein Gefälligkeitsgutachten, für das Sie dann mit dem gutdotierten Verwaltungsratspräsidium bei der später von Raiffeisen gekauften Leonteq belohnt worden seien.

Zunächst einmal zum Zeitraster: Die These von der Belohnung ist abwegig, denn das Gutachten wurde 2009 erstellt, im April 2012 wurde ich Verwaltungsrat und bald darauf Präsident von Leonteq, die damals noch EFG Financial Products hiess und den Gang an die Börse machte. Raiffeisen und Vincenz waren damals bei Leonteq nicht beteiligt, ich hatte keinen geschäftlichen oder persönlichen Kontakt mit Vincenz und hatte vorher auch für das Gutachten von 2009 nicht mit ihm in Verbindung gestanden. Später erwarb Raiffeisen Leonteq-Anteile, im April 2013 wurde Vincenz in den Verwaltungsrat gewählt, da lernte ich ihn kennen. Im April 2015 kam dann auch sein Stellvertreter bei Raiffeisen, Patrik Gisel, ins Gremium, und als ich 2016 bei Leonteq ausschied, übernahm Vincenz von mir das Verwaltungs-

ratspräsidium. Kurz: Das Leonteq-Präsidium übernahm ich vor der Raiffeisen-Zeit.

Worauf beruhte Ihr Schluss im Raiffeisen-Gutachten, es liege keine Rechtsverletzung vor?

Vincenz war nicht beteiligt an den Verhandlungen zur betreffenden Transaktion, und es muss ein guter Deal für Raiffeisen gewesen sein.

Woher kommt die Einschätzung, es sei ein guter Deal gewesen?

Bei Gutachten ist immer zentral, auf welchen Voraussetzungen sie beruhen. In der wichtigen Frage, ob der Kaufpreis marktge-



«Die These ist abwegig»: Spitzenjurist Forstmoser.

recht oder zu hoch gewesen sei, beruhte meine Beurteilung auf einem Bewertungsgutachten des Berner Finance-Professors Claudio Loderer und einer Prüfung der Beratungsfirma Helbling. Laut deren Einschätzung war der bezahlte Preis am unteren Ende der Spanne, die marktgerechten Bedingungen entspricht.

Kann sich ein Gutachter denn einfach auf Angaben Dritter verlassen?

Wichtig ist dabei die Transparenz. Wenn man auf Angaben Dritter abstellt, muss man das klar darlegen. Ich halte in Gutachten immer auch den Wortlaut der Fragestellung fest, und alle Quellen, auf die ich mich abstütze, lege ich als Anhang bei. Es muss immer klar sein: Was war die Frage, und was waren die Voraussetzungen für das Gutachten? So können die Leser sich selber eine Meinung davon machen, was sie überzeugt und was nicht.

Aber die Öffentlichkeit kennt ja nur die letzte Seite Ihres Gutachtens.

Ja, deshalb gibt es auch diese Fehlschlüsse mit dem Vorwurf der Gefälligkeit; die Leute kennen meine genaueren Argumente gar nicht. Es ist, wie wenn man bei einem Vertrag das Kleingedruckte nicht liest. Ich selber würde das Gutachten gerne öffentlich machen, bin aber zur Verschwiegenheit verpflichtet.

An wen übergaben Sie damals den Bericht?

Er war adressiert an Verwaltungsrat und Geschäftsleitung von Raiffeisen.

Ist die negative Publizität für Sie ein Dämpfer?

Sie hat jedenfalls Konsequenzen. Ich hatte einen grossen, spannenden Auftrag, für ein grosses Unternehmen die ganze Governance zu überprüfen. Das war gut einen Monat am Laufen, dann kam im *Tages-Anzeiger* der Artikel mit den Vorwürfen gegen mich, ausgehend von Mutmassungen auf dem Portal *Inside Paradeplatz*. Am Freitag erschien der Artikel, am Montag kam eine kurze E-Mail mit der Nachricht, das Projekt werde abgebrochen. Das ist auch verständlich. Wer will schon ein Gütesiegel für die Corporate Governance von jemandem, der selber in der Kritik steht? Die Vorwürfe wurden anderswo wiederholt.

Wie viele Gutachten haben Sie in Ihrer Karriere verfasst?

Im Moment sind es nicht viele, aber sonst war die Frequenz vielleicht etwa eines alle zwei Monate, allerdings nicht in meiner Zeit als Swiss-Re-Präsident von 2000 bis 2009, da hatte ich anderes zu tun. Gutachten machten einen wichtigen Teil meiner Tätigkeit aus. Ich war immer parallel in der Lehre und in der Praxis engagiert. Das führte auch dazu, dass ich in Verwaltungsräten Einsitz nahm. Als Jurist war ich nicht gern am Gericht, Strukturberatung zu Governance-Fragen war viel eher meine Stärke.

Wie nützlich sind juristische Gutachten überhaupt?

Bei Fragen, bei denen man zu einem klaren Ergebnis kommt, ist der Nutzen direkt ersichtlich. Daneben geht es oft darum, Argumentationen aufzuzeigen. Es ist aber ähnlich wie eine Diagnose beim Arzt. Man muss sie interpretieren und schauen, was man damit macht. Im Fall Sika zeigt sich anschaulich, welche Spannweite die Schlüsse aus Gutachten erreichen können. Im Kampf zwischen der Eigentümerfamilie als kont-

rollierendem Aktionär und dem sich auf-lehnenden Verwaltungsrat wurden zehn juristische Gutachten erstellt. Fünf davon stützten die Position der Familie, fünf die Position des Verwaltungsrats. Ich selber habe keines geschrieben.

Wurden Sie angefragt?

Ja, von drei Seiten, von der Familie, dem Verwaltungsrat und einem Investor. Aber ich lehnte ab.

Oft lauten die Einschätzungen in Gutach-ten zugunsten ihrer Auftraggeber. Was bringt das?

Man muss sehen: Wer ein Gutachten zu einer umstrittenen Frage in Auftrag gibt, möchte meist vorgängig wissen, was etwa das Ergebnis sein dürfte. Ist es negativ, wird der Auftrag nicht erteilt. Zudem spielt eine Art Selektionseffekt: Gutachten werden meistens bei Spezialisten eingeholt, die für ihre bestimmten Fachgebiete und Auffassungen bekannt sind; man weiss also etwa, auf welcher Linie ihre Einschätzungen liegen werden.

Spielten bei Ihrem Raiffeisen-Gutachten solche Erwartungen eine Rolle?

Nein, da ging es wirklich darum, aus neutraler Sicht zu erfahren, wie die vorliegenden Fragen zu beurteilen waren.

Wie viele Anfragen haben Sie in Ihrer Berufszeit abgelehnt?

Bei etwa einem Drittel habe ich abgelehnt oder angeboten, einfach Argumente zu liefern.

War die Universitätskarriere für Sie die Basis, um als Gutachter glaubwürdig aufzutreten?

Ja, wobei für mich die Uni nicht eine Karrierebasis war, die Uni war für mich das Leben. Die letzten acht Jahre nach der Emeritierung in Zürich war ich Lehrbeauftragter an der Universität Luzern, unentgeltlich. Das hat Spass gemacht, jetzt, mit 75, muss ich aufhören. Schwergewicht war bei mir die wissenschaftliche Arbeit. Daraus ergab sich dann die praktische Tätigkeit.

Das überstieg ein 100-Prozent-Pensum?

Ja, ich wurde in Zürich noch von Regierungsrat Alfred Gilgen angestellt. Ich sagte ihm, dass ich in der Praxis bleiben wollte, und sein Vorschlag war, dass ich an der Uni meine Tätigkeit in Lehre, Forschung und Administration zu 100 Prozent erfüllen müsse. Dann sei ich beim Rest frei, und das Gehalt betrage 75 Prozent des vollen Lohnes. Die Uni-Vorgaben habe ich erfüllt, viel geschrieben, doziert und Administration erledigt. Das war mein Luxus: Ich hatte immer das Gehalt der Uni, zwar reduziert, aber ich konnte davon leben und war nie darauf angewiesen, extern ein Mandat anzunehmen.

Sie waren auf Verwaltungsratsmandate nicht angewiesen?

Nie.

Gegenrede

Lieber mehr für alle als viel für wenige

Die Swisscom wird kritisiert, weil sie keine flächendeckende Glasfaserversorgung anstrebt. Die Technik ändert sich aber so schnell, dass dies rasch zur Investitionsruine werden könnte. Von Stefan Nünlist

Fredy Künzler, Gründer und Geschäftsführer einer Internetfirma aus Winterthur, kritisiert in der *Weltwoche* (Nr. 26/18) den Glasfaserausbau der Swisscom. Künzler verlangt, die Swisscom solle in der ganzen Schweiz Glasfaser bis in die Steckdosen ziehen. Diese Forderung ist aus seiner Sicht verständlich: Er und weitere Internetanbieter profitieren direkt von Milliardeninvestitionen, die andere wie die Swisscom tätigen, und betreiben damit ein lukratives Geschäft auf der Basis fremder Vorleistungen, ohne sich an den mit den Investitionen verbundenen Risiken zu beteiligen. Aus übergeordneter Sicht sind Künzlers Anliegen jedoch kurzsichtig und falsch. Wesentliche Fakten werden ausgeblendet, und der stetige technische Wandel bleibt unberücksichtigt.

Getrieben von technologischem Fortschritt und neuen Kundenbedürfnissen entwickeln sich Mobilfunk und Festnetz rasant. Vor zehn Jahren ging man von einer Top-Übertragungsgeschwindigkeit von 50 Megabit pro Sekunde auf dem letzten Teil Kupferkabel aus. Heute sind mit hybriden, also kombinierten Netzen – etwa via Glasfaserleitungen bis zur Strasse und via Kupferkabel über die letzten Meter bis ins Haus – zehnmal höhere Geschwindigkeiten möglich. Eine aktuelle Studie im Auftrag von EU-Kommission und «Glasfasernetz Schweiz» zeigt, dass die Schweiz bei Hochbreitband-Anschlüssen (über 100 Megabit/Sekunde) mit einer landesweiten Verbreitung von über 98 Prozent in Europa auf Platz zwei hinter dem dichtbesiedelten Malta liegt und dass in ländlichen Gegenden die Breitbandabdeckung bei uns mit 93,2 Prozent doppelt so

Das Vorgehen in Etappen kostet zwei Drittel weniger als ein Vollausbau mit Glasfasern.

hoch ist wie im EU-Durchschnitt (46,9 Prozent). Fussballspiele mit 4K-Ultra-High-Definition-Bildqualität über das Kupferkabel gehören heute zur Schweizer Normalität, und die Entwicklung geht weiter. Gut möglich, dass die fünfte Generation des Mobilfunks einen Teil des Anschlussnetzes obsolet machen könnte.

In einem technisch und ökonomisch unsicheren Umfeld bieten hybride Netze und die Strategie, die Glasfaser bedarfsorientiert näher zum Haus zu bringen, entscheidende Vorteile: Das Vorgehen in Etappen kostet zwei



Geringerer Aufwand: Swisscom-Mann Nünlist.

Drittel weniger als ein Vollausbau mit Glasfasern. Die bestehende Infrastruktur in den Häusern kann weiterverwendet werden, teure Zusatzinvestitionen für Hauseigentümer und Firmen entfallen. Mit dem bedarfsorientierten Ausbau der Netze können aufgrund der viel tieferen Kosten und des geringeren Aufwands schnelle Verbindungen erheblich rascher in der Fläche verfügbar gemacht werden. Eine flächendeckende Umrüstung der Schweiz mit Glasfaser bis zur Steckdose würde dagegen gut zwanzig Jahre beanspruchen. Die Kunden auf dem Land, also die Mehrheit, hätten das Nachsehen und müssten sehr lange auf modernstes TV und Internet warten.

Belastbare Geschäftsmodelle

Investitionen in Infrastrukturen sind grösstenteils irreversible, «versunkene» Kosten und entsprechend riskant. Die Forderung nach Glasfaser bis zur Steckdose birgt somit das Risiko von Investitionsruinen und Verlusten in Milliardenhöhe. Bis 2021 will die Swisscom alle Schweizer Gemeinden mit Ultrabreitband von 80 bis 1000 Megabit pro Sekunde erschliessen. Dafür investieren das Unternehmen und seine Aktionäre – 51 Prozent gehören dem Bund, 49 Prozent Privaten – jährlich über 1,6 Milliarden Franken, also rund 20 Prozent des Umsatzes. Wo das effektive Kundenbedürfnis besteht und Partner bereit sind, Kosten und Risiken mitzutragen, baut Swisscom nach wie vor Glasfaser bis in die Steckdose. Voraussetzung dafür sind aber belastbare Geschäftsmodelle. Alles andere wäre unseriöse Geschäftsführung, wenn nicht gar betriebs- und volkswirtschaftlicher Wahnsinn.

Stefan Nünlist ist Leiter Unternehmenskommunikation der Swisscom.



Manchmal kommt der französische Staatschef von seinem Garten zu Fuss auf einen Sprung vorbei: Kult-Allee Champs-Élysées.

Boulevard des Herzens

Nach Jahren des Niedergangs erstrahlt die Pariser Prachtstrasse in neuem Glanz. Eine Kathedrale für Apple und ein Nike-Tempel sind im Bau. Der Brexit und die Olympischen Spiele beflügeln den Boom. Paris will London und Berlin den Rang ablaufen. *Von Jürg Altwegg*

Hier feiert man Siege in Weltkriegen und bei Fussballweltmeisterschaften. Hier jubelten eine Million Pariser Charles de Gaulle zu, als er im August 1944 an der Spitze seiner Truppen in die von den Nazis befreite Stadt zurückkehrte. Falls Frankreich am Sonntag Fussball-Weltmeister wird, werden Zehntausende feiernd über die Champs-Élysées ziehen. Jedes Jahr am 14. Juli defiliert hier eine Armee, die nie aufgehört hat, Kriege zu führen. Tief beeindruckt verfolgte Donald Trump, den Emmanuel Macron dazu eingeladen hatte, vor Jahresfrist die Parade.

Ein paar Tage nach den Soldaten schwenken jeweils die Helden der Landstrasse nach drei mörderischen Wochen Tour de France auf die Champs-Élysées ein, fahren diese ein paarmal hoch und runter und setzen zum Schlusspurt im Schaulaufen an. Die sportliche Entscheidung im Gesamtklassement ist da längst gefallen. Oft kommt dann auch der französische Staatschef von seinem Garten zu Fuss auf einen Sprung vorbei und gratuliert dem Fahrer im gelben Trikot zum Sieg in der «Grande Boucle». Der französische Mythos lebt, das ganze Jahr wird ihm auf den Champs-Élysées

mit den unterschiedlichsten Ritualen gehuldigt. Täglich ertönt aus irgendeinem Lautsprecher das ebenso poetische wie populäre Hohelied von Joe Dassin: «Bei Sonne und im Regen, am Mittag oder um Mitternacht, auf den Champs-Élysées gibt es alles, was man will.»

Wohl noch öfter allerdings wurde in der jüngsten Vergangenheit der Abgesang auf die «prächtigste Avenue der Welt in Frankreich» angestimmt. Sie ist, wie das Land, ziemlich auf den Hund gekommen und lebte vom Glanz vergangener Zeiten. Manch ein Luxusgeschäft



Bis zu 14 Millionen Euro Jahresmiete: Pariser Edel-Marken an der Champs-Élysées.



Rückkehr: de Gaulle, 1944.



Autofreier Sonntag: «Les visiteurs», 2018.

hatte dichtgemacht, prestigeträchtige Marken zogen weg. Fastfoodketten brachten ihren Müll. Im Niedergang des berühmten Boulevards spiegelte sich der Bedeutungsverlust von Paris, der Hauptstadt der Kultur, die in intellektuellen Kreisen von Berlin und als Finanzplatz sowie Shoppingparadies von London überholt worden war.

Doch jetzt drängen alle – wieder – nach Paris und zurück auf die Champs-Élysées. Es gibt dafür viele Gründe. Macron hat seine Hauptstadt dank vieler Reformen wieder attraktiv gemacht: für Intellektuelle wie für Investoren. Der Boom ist eine Folge des Brexit, der Firmen und Banken aus London vertreibt. Zwischen Frankfurt und Paris tobt eine Schlacht um deren Ansiedlung. In kultureller, gastronomischer und architektonischer Hinsicht hat die französische Metropole die Nase vorn. Frankreich ist die weltweit beliebteste Tourismusdestination: Hundert Millionen Menschen flanieren über die Champs-Élysées.

Jetzt wird die Avenue ausgemistet und aufgerüstet – auch für die Olympischen Spiele, die Paris 2024 ausrichten wird.

Einen Steinwurf vom Triumphbogen entfernt, entsteht ein Fünfsternehotel mit einem Schwimmbad auf dem Dach: hundert Zimmer, siebzehn Suiten. Im Erdgeschoss wird man Geschäfte und Restaurants einrichten.

Macron hat seine Hauptstadt wieder attraktiv gemacht: für Intellektuelle wie für Investoren.

Der Denkmalschutz hat den Segen für den Umbau des in der Ära des Stadtarchitekten Baron Haussmann errichteten Gebäudes erteilt. Die Front wird über 170 Meter lang. Gegenwärtig hat nur ein Hotel – das «Marriott» – seinen Eingang auf der Avenue; die legendären Nobelherbergen befinden sich in den Nebenstrassen.

Im November wird Apple im Haus Nummer 114 seinen neuen europäischen Hauptsitz mitsamt Store einrichten. Die Immobilie wechselte im vergangenen April für 600 Millionen Euro den Besitzer. Es soll sich um die höchste Verkaufssumme des Jahres handeln, die Transaktion beinhaltet bereits den langfristigen Vertrag mit Apple: Für die 5500 Quadratmeter wurde eine Jahresmiete von zwölf Millionen Euro ausgehandelt.

Balzac 0001

Viel ist auf der Baustelle nicht zu sehen. Man schwärmt von einer «Kathedrale für Apple». Der britische Architekt Norman Foster hat einen spektakulären Lichthof vorgesehen. Sein Budget beläuft sich auf 50 Millionen Euro.

Vis-à-vis entsteht der «Nike-Tempel» des amerikanischen Sportartikelfabrikanten – an einer historischen Adresse, die alle cinephilen Franzosen kennen. Von hier aus wurden die Kinos mit den Werbespots von Jean Mineur

bespielt. Auf seinem Grabstein steht die berühmte Adresse 79, Avenue des Champs-Élysées ebenso wie seine legendäre Telefonnummer: Balzac 0001. Marcel Dassault benannte einst sogar ein Militärflugzeug nach der Allee. Der Flugzeughersteller selber wohnte in einem «Hôtel particulier» am Rond-point des Champs-Élysées, der inzwischen auch nach ihm benannt ist. Gewöhnliche Sterbliche leben hier schon nicht mehr.

Das Art-Déco-Haus, in das Nike kurz vor Weihnachten einziehen wird und dessen Treppe unter Denkmalschutz steht, diente bisher als Showroom von Toyota und als Diskothek. Es bekommt eine Dachterrasse mit Rundumsicht. Nike wird hier seinen Geschäftssitz und auf mehreren Etagen 4300 Quadratmeter Verkaufsflächen einrichten – grösser als in London. Mit 14 Millionen Euro wird eine der teuersten Mieten in Paris fällig.



Filmgeschichte: Belmondo (l.), Seberg in «A bout de souffle», 1960.

Vetorecht des «Komitees»

Auch die traditionsreichen Galeries Lafayette werden im kommenden März ein Warenhaus an den Champs-Élysées eröffnen. «Alle international bekannten Marken sind auf der Suche nach einer Mietgelegenheit, wir sind zur

Für eine Freilichtaufführung des Films «Les visiteurs» wurden Stühle auf die Strasse gestellt.

Premium-Avenue par excellence geworden», freut sich Jean-Noël Reinhardt, der das Comité Champs-Élysées präsidiert, in dem die Geschäfte zusammengeschlossen sind.

Dieses «Komitee» hat eine lange Geschichte, wurde 1916 gegründet und kann per Vetorecht die Eröffnung neuer Geschäfte verhindern. Derzeit sind längere Öffnungszeiten sein wichtigstes Anliegen. Denn Quadratmeterpreise von 15 000 (Miete) müssen amortisiert werden. Mit jedem Quadratmeter wird ein Umsatz von 100 000 Euro erzielt. Die Fifth Avenue in New York, Hongkongs Causeway Bay und vielleicht auch (noch) die New Bond Street in London mögen teurer sein: Unter diesen Topadressen erhebt Paris aber zu Recht den Anspruch, über die schönste und geschichtsträchtigste Flaniermeile der Welt zu verfügen.

Frankreich war längst eine blühende Monarchie, als die «elysischen Felder» erschlossen wurden. In der griechischen Mythologie sind sie die Ruhestätte verdienter Helden. Homer verortete dieses Ehrenfeld irgendwo am Ende der Welt. In Paris war es ein ziemlich versumpftes Gelände, das 1724 nach dem Ausbau der Tuileries durch den königlichen Gärtner

Le Nôtre bebaut wurde. In mehreren Etappen entstand die «historische Achse», die vom Louvre bis zum Triumphbogen führt und im 20. Jahrhundert bis ins moderne Geschäftsviertel La Défense mit seinen Wolkenkratzern verlängert wurde. Die Champs-Élysées sind 1,9 Kilometer lang und siebzig Meter breit. Ihr Ausgangspunkt ist die Place de la Concorde, der grösste Platz von Paris, auf dem die Menschenmassen während der Französischen Revolution den Hinrichtungen beiwohnten.

In ihrer Mitte steht der 3000 Jahre alte Obelisk aus Luxor, den die ägyptische Regierung Frankreich als Dank für die Entzifferung der Hieroglyphen durch Champollion schenkte. Napoleon liess den Triumphbogen errichten, auf dessen Stützpfählern über 150 Namen der von ihm gewonnenen Schlachten eingemeisselt sind. Dietikon-Zürich ist verzeichnet, Waterloo fehlt.

Vom Triumphbogen führen zwölf Avenuen in alle Richtungen. Die Verlängerung der Champs-Élysées ist immer noch nach Napoleons Grande Armée benannt. Die Flamme am Grab des Unbekannten Soldaten unter dem Triumphbogen wurde nach dem Ersten Weltkrieg angezündet.

Seit der Revolution, die ihr den endgültigen Namen gab, ist die «Avenue der elysischen Felder» dem historischen Erinnern und den irdischen Vergnügungen gewidmet. Bars, Banken und die luxuriösesten Boutiquen haben sich hier niedergelassen. Auch das «Lido» und mehrere Theater. So richtig gingen die Geschäfte gegen Ende des 19. Jahrhunderts los. Für die Weltausstellung 1900 wurden das Petit und das Grand Palais gebaut, zwischen

denen die Churchill-Avenue verläuft. Sie sind Teil der Pariser Museumslandschaft und werden ebenfalls aufwendig renoviert. Das Grand Palais, dessen Abbruch einst Le Corbusier forderte, wird vier Jahre lang geschlossen und soll für die Fechtwettbewerbe der Olympischen Spiele wiedereröffnet werden.

Die Fluggesellschaften haben ihre Büros an der Strasse weitgehend verlassen. Die Showrooms der Automarken sind bedroht. Viele Kinos haben geschlossen – aber ein neuer Komplex ist im Bau. Zwischen dem mächtigen Gewerbeverein und dem fast so mächtigen Denkmalschutz will auch die Stadt ein Wort mitreden. Im nächsten Jahr wird der Boulevard Fahrradwege bekommen. Und bereits jetzt verbannt die Stadtpräsidentin an einem Sonntag im Monat die Autos. Am vergangenen 1. Juli gab es eine Premiere, die Schule machen soll: Für eine Freilichtaufführung des Films «Les visiteurs»

wurden Stühle auf die Strasse gestellt, 1800 Zuschauer kamen.

Lindt und der Triumphbogen

Die spektakuläre Renaissance widerspiegelt sich im Souvenirhandel und im Merchandising. Das Comité Champs-Élysées sagt den billigen Kugelschreibern und Schlüsselanhängern made in China den Kampf an. Es verkauft Lizenzen, die nur für Qualitätsprodukte vergeben werden. Diese können mit Gütesiegeln wie «Avenue des Champs-Élysées» oder «Illuminations des Champs-Élysées» beschriftet werden. Dafür müssen die Lizenznehmer einen fixen Betrag zahlen und zehn Prozent des Verkaufspreises abliefern.

Tassen und Untertassen, Teller und ähnliche Nippsachen tragen das Markenzeichen, die Auflagen sind immens, es geht um Millionen. Gegen Piraten laufen Prozesse. Auch Lindt & Sprüngli hat das Komitee im Visier: Seit Jahren verkauft der Chocolatier seine Pralines zu Weihnachten in Schachteln, auf denen die festlich erleuchteten Champs-Élysées mit dem Triumphbogen abgebildet sind. Offensichtlich waren die Schweizer schneller und hatten ihr Markenzeichen rechtzeitig schützen lassen. «Wir bezahlen die Weihnachtsbeleuchtung», begründet der Komitee-Sprecher seinen Anspruch auf Tantiemen. «Und wir», gibt man bei Lindt & Sprüngli selbstbewusst zurück, «leisten unseren Beitrag zum Renommee der Champs-Élysées.»

Das gilt übrigens auch für Jean-Luc Godard, in dessen Film «A bout de souffle» Jean Seberg in einer Kultszene auf den Champs-Élysées die *Herald Tribune* verkauft. Und der nie eine Entschädigung verlangt hat. ○

Was die Türken wollten

Nächste Säuberungswelle in der Türkei: Erdogan entlässt 18 632 Bedienstete, vor allem Soldaten und Polizisten. Haben die Türken den Präsidenten, den sie verdienen? Von Boris Kálnoky

Zwei Nachrichten läuten die zweite Präsidentschaft von Recep Tayyip Erdogan ein: Am Wochenende wurden 18 632 öffentlich Bedienstete unter dem Vorwurf des «Terrorismus» per Dekret entlassen. Und Erdogan, der jetzt unter einer neuen, auf ihn zugeschnittenen Verfassung sowohl Staats- als auch Regierungschef ist, stellte sein neues Kabinett vor, in dem sein Schwiegersohn Berat Albayrak Finanzminister wird. Gross ist der Aufschrei im Westen. Vom symbolträchtigen ersten Dekret Erdogans als neuem Präsidenten ist die Rede bei den Entlassungen, und dass der neue Finanzminister Vetternwirtschaft und Korruption in der Türkei verkörpert.

Albayrak war allerdings zuvor bereits Energieminister und hatte auch bisher schon reichlich Gelegenheit, kreativ Geschäfte zu machen. Neu ist das nicht. «Wir wissen, dass sie stehlen, aber Politiker stehlen immer, und Erdogan tut wenigstens auch etwas fürs Land», hört man oft, wenn man mit Erdogan-Anhängern spricht.

Was die Entlassungen betrifft: Die Entscheidung fiel am 4. Juni, noch vor der Präsidentschaftswahl. Bekanntgegeben wurde sie erst jetzt. Insofern war dies nicht Erdogans erste Entscheidung als neuer Präsident, sondern die letzte Entscheidung der alten Regierung unter den Notstandsgesetzen, die nach dem Putsch 2016 eingeführt, aber am Montag endlich aufgehoben wurden. Es sei nicht der Beginn einer Schreckensherrschaft, sondern das Ende der Säuberungen, argumentieren Regierungsmedien.

Das Gleiche, nur umgekehrt

Die neue Entlassungswelle traf vor allem die Sicherheitskräfte: 8998 Polizisten, 649 Gendarmen, 3077 Angehörige der Landstreitkräfte, 1949 Mann aus der Luftwaffe und 1126 aus der Kriegsmarine mussten gehen. Man muss bedenken, dass die Armee seit 1960 vier Mal die Regierung gestürzt hat. Ein fünfter Versuch, 2016 gegen Erdogan, schlug fehl. Verständlich, wenn er da paranoide Reflexe entwickelt.

Deswegen ist ein Ende der Säuberungen eher unwahrscheinlich. Verhaftungswellen gegen Militärs gibt es unter Erdogan seit zehn Jahren. Der sogenannte Ergenekon-Prozess gegen 275 hohe Offiziere begann 2008. Weiter folgten.



Recep Tayyip Erdogan.

Damals ging es darum, das säkulare, «kemalistisch» gesinnte Militär zu brechen. Ein Instrument dabei waren Anhänger des Predigers Fethullah Gülen in der Justiz und der Polizei. Erdogan sah sie zunächst als nützliche Helfer. Die Folge war eine Schwächung der Kemalisten und eine Stärkung der Gülenisten in den Streitkräften. Beide wandten sich dann beim Putschversuch 2016 gegen Erdogan – die Gülenisten deswegen, weil Erdogan sie bereits seit einigen Jahren in die Enge getrieben hatte, da sie ihm zu mächtig geworden waren.

Die Kriterien für die Entlassungen sind wenig transparent. Diese erfolgen nach Denunzierung durch Nachbarn, aufgrund von Mitteilungen auf sozialen Medien, wegen Besitzes von Gülen-Büchern, Besuchs von Gülen-Schulen, persönlichen Umgangs mit Gülenisten, Nutzung der Chat-App «Bylock», die von Putschisten verwendet wurde.

Längst aber geht es bei den Säuberungen nicht mehr um Gülenisten oder Kemalisten. Es gibt sie kaum noch. Es geht um die Einführung eines Systems, in dem niemand einflussreich genug werden kann, um sich gegen den Herrscher zu stellen. Niemand bleibt lange genug, um Macht und Verbündete aufzubauen. Jeder

Niemand bleibt lange genug, um Macht und Verbündete aufzubauen.

muss sich ständig sorgen, wie man ihn an höherer Stelle politisch einschätzt.

Das war allerdings schon immer so, auch in der kemalistischen Ordnung – nur da umgekehrt; engagierte Muslime waren das Ziel der Repression.

Die Türken sind dies gewohnt und haben Erdogan bewusst gewählt. «Erdogan ist das, was der durchschnittliche Türke sieht, wenn er in den Spiegel schaut», argumentiert Kommentator Burak Bekdil. Auch ein durchschnittlicher Türke würde seinen Schwiegersohn zum Finanzminister machen, diskret Geld scheffeln und potenzielle Gegner kleinhalten. Für die meisten Türken scheint das die Ordnung der Dinge. Insofern wählten sie Stabilität – ein Machtwechsel wäre Chaos, Chaos ist Risiko, und am Ende käme doch nur etwas Ähnliches dabei heraus.



Inside Washington

Mit aller Kraft

Mit seinem Kandidaten fürs Oberste Gericht löst Trump einen epischen Kampf aus.

Fanarenstoss – der Krieg um das Oberste Gericht ist lanciert! Aktivisten auf beiden Seiten des politischen Spektrums kündigen einen epischen Kampf um Richter Brett Kavanaugh an, Präsident Trumps Nomination für das Oberste Gericht. Millionen von Dollars wurden bereits gesammelt, damit sich diese Schlacht bis zu den Zwischenwahlen im November hinziehen wird.

Die Kampflinien sind gezogen. Auf der einen Seite: Richter Brett Kavanaugh alias «Coach K», wie er beim Basketball-Team seiner Tochter genannt wird. Der 53-jährige Absolvent der renommierten Yale Law School ist gläubiger Katholik und Konservativer. Kavanaugh spielte eine wichtige Rolle bei den Untersuchungen in der Lewinsky-Affäre gegen Präsident Clinton, wo er mit Sonderermittler Kenneth W. Starr zusammenarbeitete. Der Nominierte gelobt juristische Unabhängigkeit und eine strikte Auslegung der Verfassung, verteidigt das Recht auf Waffenbesitz, ist gegen Abtreibungen und gegen Staatsinterventionen beim Konsumenten- und Umweltschutz.

Auf der anderen Seite: Demokraten, Aktivisten des linken Flügels und die *New York Times*, die hinter jeder Nomination Trumps einen Extremisten wähen, der den Schutz der Bürgerrechte aushöhle und den ungehinderten Zugang der Amerikanerinnen zu Abtreibung torpediere. Mit der Nomination von Kavanaugh versuche Trump Frauen zu «bestrafen», donnerte der Minderheitenführer im Senat, Chuck Schumer. Er kündigte an, Kavanaugh «mit allen Kräften, die ich habe», zu bekämpfen.

Wird Kavanaugh bestätigt, zementiert Trump die konservative Mehrheit im neunköpfigen Obersten Gericht, dessen Richter ohne zeitliche Limite amtieren. Die *New York Times* warnt, die Republikaner «werden den Kampf fast sicher gewinnen, aber der Sieg wird die Nation enorm teuer zu stehen kommen». Amy Holmes

Libyens verfemte Lebensretter

Die libysche Küstenwache wird heftig angefeindet. Dabei fischt sie Migranten auf und bringt sie nach Libyen zurück. Ausbildung und Ausrüstung werden von Rom finanziert. Italiens Innenminister Salvini will die erfolgreiche Kooperation vertiefen und einen alten Deal neu beleben. *Von Nicholas Farrell*



Ohne Anerkennung: libysche Küstenwache birgt Flüchtlinge im Mittelmeer.

Ginge es Hilfsorganisationen tatsächlich darum, Leben zu retten, würden sie die Menschen, die sie aus dem Mittelmeer fischen, zurück nach Libyen oder nach Tunesien bringen. Migranten an Nordafrikas Küste würden sie davon abhalten, eines der irrsinnig gefährlichen Schlauchboote zu besteigen. Doch nicht das Leben der Migranten, sondern ihre Verfrachtung nach Europa ist das Leitmotiv der Hilfsorganisationen.

«Überleben der Demokratie»

Das ist der wahre Grund, warum die Hilfsorganisationen und ihre linksliberalen Unterstützer so wütend auf die neue italienische Regierung sind, die Rettungsschiffe nicht mehr in italienischen Häfen anlegen lässt. Es erklärt auch, warum sie so wütend auf die libysche Küstenwache sind, die im September 2017 von den Italienern mehrere Schiffe bekam und deren Besatzungen von der italienischen Küstenwache ausgebildet wurden. Inzwischen liest die libysche Küstenwache Migranten in den eigenen Küstengewässern auf, bringt sie aber nach Libyen zurück.

In diesem Jahr sind laut Angaben des Uno-Flüchtlingshilfswerks bereits 10 791

Migranten von der libyschen Küstenwache gerettet worden – das sind mehr Personen als von den privaten NGOs. Statt aber Anerkennung für ihre Arbeit zu finden, wird die libysche Küstenwache verteufelt, weil sie die Migranten in die libysche Hölle steckt.

Ironischerweise war es die im März abgewählte linke italienische Regierung, die sich für Ausrüstung und Ausbildung der libyschen Küstenwache starkgemacht hat. Im Juli letzten Jahres beschloss der damalige Innenminister Marco Minniti (ungeachtet seiner Parteizugehörigkeit), dass Italien den Zustrom von

Sie tun alles, um die italienische Regierung und die libysche Küstenwache zu diskreditieren.

mehrheitlich jungen schwarzafrikanischen Migranten stoppen müsse, von denen – wie selbst die ultralinksliberale Uno einräumt – nur sehr wenige echte Flüchtlinge sind.

«Angesichts der Flut von Migranten mache ich mir Sorgen um das Überleben der Demokratie in unserem Land», erklärte er auf einer Versammlung seiner Partei, des Partito De-

mocratico, in Pesaro. «Als ... innerhalb von 36 Stunden 12 500 Migranten auf fünfundzwanzig Schiffen eintrafen, hatten wir wirklich eine schwierige Situation.»

Wer darf?

Minniti sagte der Regierung in Tripoli und libyschen Stammesführern finanzielle Unterstützung für die Bekämpfung der Menschen-smuggler zu. Daraufhin gingen die Zahlen der in Italien ankommenden Migranten in der zweiten Jahreshälfte 2017 deutlich zurück. (Siehe Box)

Die italienische Regierung lieferte der libyschen Küstenwache sechs grosse Patrouillenschiffe, welche in der Lage sind, weitgreifende Such- und Rettungsaktionen durchzuführen. Die Libyer verfügen weiter über eine Anzahl kleinerer, aufblasbarer Boote aus italienischer Hand. Ausserdem bildeten die Italiener eine rund 300 Mann starke libysche Küstenwache aus.

In einer seiner ersten Amtshandlungen als neuer Innenminister hat Matteo Salvini, Anführer der rechtskonservativen Lega, sämtlichen Hilfswerk-Schiffen mit Migranten an Bord das Anlegen an der italienischen Küste untersagt.

Anfang Juli kündigte Salvini an, den Libyern weitere zwölf Schiffe auszuliefern: zwei 27 Meter lange Corrubia-Class-Schiffe für weitgreifende Operationen sowie zehn zehn Meter lange Class-500-Patrouillenschiffe. Zudem sprach Rom 2,5 Millionen Euro für den Unterhalt der Flotte in den nächsten zwei Jahren.

Salvini reiste im Juni persönlich nach Libyen, um Vizepremier Abdas-Salam Aschour einen Besuch abzustatten. Die Römer Regierung hat erklärt, sie wolle einen Deal neu beleben, den Silvio Berlusconi 2008 mit Oberst Gaddafi ausgehandelt hatte. Gemäss dem Abkommen hatten die Libyer hoch erfolgreich die Migration von ihren Küsten nach Europa unterbunden. Für ihre Dienstleistung erhielten sie 4,2 Milliarden Euro.

Immer wieder kommt es zu ernststen Konflikten zwischen der libyschen Küstenwache und den Hilfsorganisationen, die darüber streiten, wer das Recht hat, Migranten zu retten. Die NGOs erklären gern, dass sich diese Zwischenfälle in «internationalen Gewässern» ereignen, um behaupten zu können, dass die libysche Küstenwache dort keine Hoheitsrechte habe.

Da es in Libyen keinen funktionierenden Staat gibt, wurden Rettungseinsätze vor der li-

byschen Küste noch bis vor kurzem von der Leitstelle der italienischen Küstenwache in Rom koordiniert. Hilfsorganisationen erhielten ihre Anweisungen von dort und ignorierten diejenigen der libyschen Küstenwache. Doch im Juni teilte die libysche Regierung der Internationalen Seeschiffahrts-Organisation (IMO) mit, dass sie dank italienischer Unterstützung nunmehr imstande sei, ihre Aufgaben wahrzunehmen, und dass sie ihre eigene Such- und Rettungszone eingerichtet habe. Hilfsorganisationen müssen den Anweisungen der libyschen Küstenwache also nicht nur innerhalb der Küstengewässer folgen, sondern auch in der achtzig Seemeilen breiten Rettungszone. Diese Anweisungen besagen, dass gerettete Migranten nach Libyen oder Tunesien gebracht werden müssen.

Rund 700 000 Migranten warten

Die Hilfsorganisationen tun alles, um nicht nur die neue italienische Regierung, sondern auch die libysche Küstenwache zu diskreditieren. So verwechseln sie beispielsweise die reale libysche Küstenwache, die von Italien und der EU finanziell unterstützt wird, mit der Pseudoküstenwache, die von Menschenschmugglern und den mit ihnen verbandelten Milizen betrieben wird.

Als vor zehn Tagen mehr als hundert Migranten, darunter drei Babys, vor der

libyschen Küste ertranken, machten Hilfsorganisationen nicht die Menschenschmuggler oder die Migranten selbst dafür verantwortlich, sondern die neue italienische Regierung und die libysche Küstenwache. Das spanische Rettungsschiff von Proactiva Open Arms, obschon achtzig Seemeilen entfernt, «hätte die Leute retten können», wie der sozialistische spanische EU-Parlamentarier Javi López twitterte, aber weder die libyschen noch die italienischen Behörden hätten ein Eingreifen erlaubt.

Tatsächlich kontaktierte Proactiva die Leitzentrale in Rom, von der die Information kam, dass Tripolis zuständig sei, doch Proactiva nahm keinen Kontakt mit Tripolis auf. Dann hätte man die Migranten nämlich nach Libyen zurückbringen müssen.

Nach Schätzungen der Internationalen Organisation für Migration warten in Libyen rund 700 000 Migranten, hauptsächlich Schwarzafrikaner, die das Mittelmeer überqueren wollen.

Will man verhindern, dass einige von ihnen dabei ertrinken, muss man verhindern, dass sie die Fahrt antreten. Anders geht es nicht.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

80 Prozent Rückgang

Die Ankünfte von Migranten in Italien sind im 1. Halbjahr 2018 im Vergleich zum Vorjahr um 80 % gesunken. Die Zahl der Toten bei der Überfahrt ist um gut 50 % gefallen.

Ankünfte in Italien via Mittelmeer*

2017 (Jan–Jun): 85 137 Ankünfte (2185 Tote)
 2017 (Jul–Dez): 34 173 Ankünfte (647 Tote)
 2018 (Jan–Jun): 16 707 Ankünfte (1074 Tote)

Die Zahl der Opfer im Mittelmeer erreichte 2016 einen Höhepunkt. 4578 Migranten wurden als tot oder vermisst gemeldet.

Letztes Jahr bezeichnete Lega-Chef Matteo Salvini die Migrationskrise als eine von Brüssel orchestrierte «Invasion». Zuvor waren Hilfswerke beschuldigt worden, mit Menschenschmugglern zu kooperieren. Jetzt, als Innenminister, kündigte Salvini einen Drei-Punkte-Plan an: Bereitstellung zusätzlicher Zentren für Migranten, Senkung der Neuankünfte durch sicherere Grenzkontrollen und effizientere Rückführung für jene ohne Bleiberecht. Gemäss Umfragen genießt Salvini das höchste Vertrauen aller Minister in Italien. (far/geh)

*Quelle: Internationale Seeschiffahrtsorganisation (IMO)



HUBLLOT



BIG BANG REFEREE
2018 FIFA WORLD CUP
RUSSIA™

HUBLOT
 BOUTIQUES
 GENEVE • LUZERN • ZÜRICH • ZERMATT

hublot.com • f • t • i

Jagd auf May

Der Brexit spaltet die britische Regierung. Mitten im Getümmel steht *James Delingpole*, unser Mann in London. Sein Studienkollege Boris Johnson tritt als Aussenminister zurück. Sein Freund hingegen, Umweltminister Michael Gove, stellt sich hinter Premier Theresa May. Deutungen aus dem Auge des Orkans.

Boris Johnson ist zurückgetreten, Michael Gove taktiert, Theresa May ist erledigt. Das sind einige der wenigen Gewissheiten, die nach der verworrensten, chaotischsten, brutalsten und aufregendsten Woche in der britischen Politik seit dem EU-Referendum von 2016 klar geworden sind. Eine politische Szene, die immer mehr dem öden, mäandernenden TV-Drama «Lost» zu entstammen schien, erinnert plötzlich wieder an «Game of Thrones». Für die 17,4 Millionen Briten, die für den Brexit gestimmt haben, ist diese neuerliche Wendung eine ausgesprochen gute Nachricht.

Das hat, abgesehen vom reinen Unterhaltungswert, mit der Tatsache zu tun, dass Theresa May unseren grandiosen Traum von einer strahlenden, unabhängigen Zukunft ausserhalb der Europäischen Union begraben hat. «Brexit heisst Brexit», versprach sie uns, als sie überraschenderweise die Nachfolge von David Cameron als Premierministerin antrat, nachdem Michael Gove dem aussichtsreichsten Kandidaten, Boris Johnson, in den Rücken gefallen war. Doch das war offenkundig nicht ihr Ziel, weshalb alle Brexiteers finden, dass diese schreckliche Frau abtreten muss.

Verteidiger Stalins

Was aber könnte der Auslöser für die Jagd auf May sein? Seit vielen Monaten steht fest, dass sie handlungsunfähig ist. Weniger klar ist, wer wann und unter welchen Umständen ihre Nachfolge antreten könnte. Der entscheidende Moment kam plötzlich am Freitag letzter Woche, als May das gesamte Kabinett auf ihren offiziellen Landsitz Chequers einberief, alle Handys einsammeln liess und ein Ultimatum stellte: Wer ihrem Papier nicht zustimme, könne gehen.

Unmittelbar nach dem Treffen von Chequers sah es so aus, als habe das mächtige Establishment der Proeuropäer (der Beamtenapparat, die Finanzwirtschaft, die Justiz, die BBC, die *Financial Times*, die Premierministerin selbst und die meisten ihrer Kabinettskollegen) einen brillanten Coup exekutiert.

May hatte endlich festgelegt, wie die britische Position in den Verhandlungen mit Brüssel aussehen würde: im Wesentlichen eine schändliche und feige Kapitulation. Ihr Plan, formuliert von ihrem Berater Olly Robbins, einem überzeugten Proeuropäer (der als Student in Oxford Stalin verteidigte und zu verstehen gab, dass Kommunismus besser sei als Kapitalismus), lief darauf hinaus, dass Gross-



«Der Traum stirbt»: zurückgetretener Aussenminister Johnson.

britannien praktisch in der Europäischen Union verbleiben könne. Statt eine weitgehend unregulierte Freihandelszukunft ausserhalb der EU zu eröffnen, hätte dieser Plan – sofern von dem unerbittlichen EU-Unterhändler Michel Barnier akzeptiert – jede Menge Kosten und die Vorschriften einer EU-Mitgliedschaft bedeutet, aber keinerlei Vorteile gebracht.

Kein überzeugter Brexiteer hätte diese Bedingungen guten Gewissens akzeptieren können. Aber genau das passierte in Chequers: Das gesamte Kabinett stimmte zu. Man glaubte keine andere Wahl zu haben. Aussenminister Boris Johnson bezeichnete den Deal als «einen Haufen Scheisse».

Umweltminister Michael Gove, der zweite führende Brexit-Befürworter, räumte ein, dass die Bedingungen nicht ideal seien – um dann den versöhnlichen Ton anzustimmen, der alle Anwesenden auf die Linie von May brachte. In dieser Situation war die Front der Brexit-Rebellen, die ohnehin in der Minderzahl waren, zerbrochen. Die Frage in den nächsten Wochen wird sein: War dies ein Akt meisterhafter Realpolitik oder der politische Selbstmord Michael Goves, eines Mannes, der den Brexit verraten hatte?

«Was hat er sich nur dabei gedacht?», fragen mich seitdem viele Leute, denen bekannt ist, dass ich mit Michael Gove befreundet bin. Erst

im Juni war ich mit ihm und seiner Familie in den Ferien in Frankreich. Michael ist ein sympathischer Kerl – witzig, extrem höflich, wahnsinnig belesen, spitzbübisch und (was immer seine Kritiker sagen mögen) heldenhaft loyal gegenüber seinen Freunden –, aber aus seinem politischen Kalkül bin ich noch nie schlau geworden. Als jemand, der Kompromisse und die «Kunst des Möglichen» verachtet, war ich enttäuscht über seine Entscheidung, Mays Verrat am Brexit mitzutragen und damit seine Glaubwürdigkeit aufs Spiel zu setzen. Aber im Gegensatz zu mir ist er ein Politiker. Vielleicht verfolgt er ja einen Plan, dessen Weisheit sich noch herausstellen wird.

Die Favoriten

Allerdings befürchte ich, dass er von einem anderen meiner alten Freunde, Boris Johnson, auf dem falschen Fuss erwischt wurde. Boris war einer meiner Studienkollegen in Oxford, dann wurde er mein Chef beim *Spectator*. Und am Montag dieser Woche landete er einen Coup. In einer Situation, in der alle ihn als Mann der Zukunft schon abgeschrieben hatten, erklärte er seinen Rücktritt als Aussenminister und setzte damit das Rennen um die Nachfolge Theresa Mays in Gang. Andere Kandidaten sind Innenminister Sajid Javid, die Chefin der schottischen Tories, Ruth Da-



«Erhobene weisse Fahne»: Premierministerin May.



Hat er einen Plan? Umweltminister Gove.

vidson, Gesundheitsminister Jeremy Hunt, Verteidigungsminister Gavin Williamson und der Hinterbänkler Jacob Rees-Mogg.

Die meisten Chancen dürften jedoch Gove und Johnson haben, weil sie die namhaftesten

Politiker sind, die am stärksten mit dem Brexit assoziiert werden. Sollten die Konservativen wieder einen «Remainer» zum Nachfolger Theresa Mays küren (die gegen den Brexit gestimmt hat), wäre das politischer Selbstmord in einem Land, das mit einem klaren Verhältnis von 52 zu 48 Prozent für den Brexit war und in den letzten zwei Jahren wohl noch entschlossener geworden ist.

Bis letzte Woche hatte Gove – zuverlässig, pragmatisch, immer bereit, als Brücke zwischen den ansonsten unversöhnlichen «Remainers» und Brexiteers im Kabinett zu vermitteln – wahrscheinlich die besten Karten. Doch dann, nachdem Brexit-Minister David Davis als Erster sein Amt hingeworfen hatte, schlug Boris Johnsons Rücktritt wie eine Bombe ein. Als alles schon verloren schien, sahen wir Brexit-Anhänger mit Erstaunen, grosser Freude und Erleichterung den Auftritt eines Champions.

Nur wenige Tage zuvor hatte ich auf einer Party mit Boris geplaudert. Er sah ein wenig mitgenommen aus. Wegen einer Bemerkung über Unternehmer, die, mobilisiert von der (von George Soros finanzierten) «Remain»-Kampagne, erklärt hatten, dass ein vollständiger Brexit schlecht für die Unternehmer sei, war Boris in die Kritik geraten. «Scheiss auf die Unternehmer», hatte er gesagt. Gemeint wa-

ren natürlich die proeuropäischen Grossunternehmen, nicht die kleinen Betriebe, die der Motor der Wirtschaft und mehrheitlich für den Brexit sind. «Wir wussten, wer gemeint war», tröstete ich ihn. Er lächelte, und in dem Moment fragte ich mich, ob das ein wehmütiger Ausdruck der Anerkennung war, dass das Spiel aus sei, oder ob mir ein entschlossener Kämpfer gegenüberstand, der ein überraschendes Comeback plant. Nun, heute wissen wir es.

In seiner Rücktrittserklärung nahm er kein Blatt vor den Mund. «Beim Brexit sollte es um Chancen und Hoffnung gehen [...] Dieser Traum stirbt, erstickt an unnötigen Selbstzweifeln», schrieb er. Grossbritannien, warnte er, sei auf dem besten Weg, als «Kolonie» zu enden. Und Mays Verhandlungsposition kommentierte er so: «Es ist, als würden wir unser Vorauskommando mit erhobener weisser Fahne in die Schlacht schicken.»

Gove und Johnson wären meines Erachtens hervorragend geeignet, das Land in eine strahlende, freiheitliche, fiskalisch verantwortungsbewusste, sichere Post-Brexit-Zukunft zu führen. Im Moment spricht wenig dafür, dass Boris Johnson das Rennen machen wird.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Am Ende fällt die Krone

Spaniens Jugend pfeift auf Royals und Stierkampf. Der Schwager des Königs sitzt im Kerker. Neo-Premier Pedro «der Schöne» Sánchez bricht Tabus. Was ist los in Europas Südwestflanke? *Von Leo Wieland*

Der Fußball und die Ferien, so dachte sich wohl Pedro «der Schöne» Sánchez, würden die Spanier während der ersten hundert Tage schon von den Machenschaften seiner «Frankenstein»-Koalition ablenken. Doch bereits mit dem Fußball wollte es nicht klappen. Deshalb verfolgt das Publikum wenigstens mit einem Auge, was die neue Minderheitsregierung – sie hängt im Parlament am seidenen Faden der Podemos-Kommunisten sowie der katalanischen und baskischen Separatisten – so alles an Tabubrüchen vorführt. Vieles mutet ähnlich unerfreulich an wie die Leistung ihrer müden Nationalmannschaft in Russland. Im Vergleich dazu ist aber zumindest das Tempo von Sánchez geradezu atemberaubend.

Die Exhumierung der Überreste des Diktators Franco aus seinem Klostermausoleum – mit bereitwilligem Kopfnicken der diesem früher so eng verbundenen katholischen Kirche – ist schon beschlossene Sache. Pablo «Pablenin» Iglesias, der Podemos-Anführer und faktische stellvertretende Schattenregierungschef, darf derweil mit dem Placet des dankbaren Sozialisten Sánchez als Morgengabe die Führung des öffentlich-rechtlichen Fernsehens und Rundfunks übernehmen. Iglesias ist vor Freude – («Noch nie haben wir so viel befohlen») – ausser sich und bringt seine Politikommissare in Stellung. Die im vorauseilenden Gehorsam betriebene Umwandlung des Staatsfernsehens zur neuen Agitprop-Zentrale der Linken – die Rechten unter dem gestürzten Mariano Rajoy hatten da so ihre Komplexe – ist schon allabendlich zu besichtigen. Die «alten» Angestellten singen ein neues Lied, als hätte Podemos es eigens für sie komponiert.

Fünf-Sterne-Gefängnisse in Katalonien

Und als Sahnehäubchen bei seiner jetzt endlich «objektiven und unparteiischen» Öffentlichkeitsarbeit hat Sánchez auch den Direktor jenes staatlichen Zentrums für soziologische Studien (CIS), das mittels Umfragen die Ansichten der Bürger über ihre Politiker veröffentlicht, durch einen Mann seines Vertrauens ersetzt. Und siehe da, dieser kam bereits zehn Tage nach Amtsantritt zu dem Ergebnis, dass mit Sánchez der nationale Optimismus «um 10 Prozent» gestiegen sei.

Doch Franco, das Fernsehen und die Statistik sind, obwohl bemerkenswert, nur Marginalien. An das Eingemachte geht es bei der Rückzahlung der politischen Schulden an die Separatisten. So stimmte die Regierung einer



Schleichender Staatsstreich: Königspaar Letizia (l.) und Felipe VI. (3. v. l.) mit Eltern und Kindern.

«Verlegung» der inhaftierten katalanischen Mächtgern-Putschisten aus Madrider Haftanstalten in Fünfsterngefängnisse in Katalonien zu. Den Weg der Delinquenten säumten unzählige gelbe Schleifen, die nicht nur für die Forderung nach Freilassung und Amnestie stehen, sondern auch für das Verlangen, Sánchez möge doch möglichst rasch einem paktierten – verfassungswidrigen – Referendum über die Unabhängigkeit zustimmen. Der Statthalter-Ministerpräsident Quim Torra in Barcelona hat den Sozialisten in der Hand. Er kann ihn bis zu den regulären Wahlen im Jahr 2020 auf dem Posten halten – oder auch nicht.

Wenn es noch eines Beispiels bedurfte, wie sehr die spanische Innenwelt unter Sánchez kopfsteht, so lieferten dieses ebenfalls die Katalanisten. Torra, den Sánchez noch unlängst einen «Rassisten» und «spanischen Le Pen» genannt hatte, genehmigte seinem geflüchteten Vorgänger Carles Puigdemont in dessen Berliner «Exil» Büro, Leibwächter und Dienstwagen. Das dürfte die spanischen Steuerzahler im Jahr bis zu eine halbe Million Euro kosten. Und es kann dauern, angesichts

der unerträglichen Langsamkeit des Seins der deutschen Justiz, die über dem spanischen Auslieferungsantrag brütet. Vielleicht wird der Chauffeur Puigdemont eines Tages noch stilvoll vor einem seehoferschen Transitzentrum vorfahren.

Nächster Schritt dürfte nun die «Verlegung» auch der inhaftierten ETA-Terroristen aus diversen spanischen Gefängnissen in freundlichere Etablissements des Baskenlandes sein. Denn Sánchez muss auch dort seine Schulden begleichen. Die Nationalisten



«Frankenstein»-Koalition: Premier Sánchez.

im Norden verlangen indes Zugaben wie die alleinige Zuständigkeit für die Sozialversicherung, was das Ende der Solidarkasse bedeuten würde, und natürlich auch ein Unabhängigkeitsreferendum.

Sánchez' multikulturelle Bündnispartner, die entweder, so wie Podemos, noch nachträglich den Spanischen Bürgerkrieg gewinnen, oder, wie die Separatisten, die Balkanisierung Spaniens wollen, haben auf dem Weg noch ein weiteres Ziel: die Demütigung und Abschaffung der parlamentarischen Monarchie zum Zweck der Errichtung einer dritten Republik. König Felipe VI., dem schon früher eine Schwäche für seinen Altersgenossen und notorischen Wahlverlierer Sánchez nachgesagt wurde, und seine Frau Letizia, die ehemalige Fernsehjournalistin mit klammheimlichen Sympathien für Podemos, haben nun ihre potenziell gefährlichsten Gegner an der Macht.

«Versöhnung, Normalisierung, Dialog»

Das zeigt sich schon, wenn Sánchez das Staatsoberhaupt, das auch der «Garant der Einheit der Nation» ist, im Regen stehen lässt. Katalanische Städte erklären den König zur *Persona non grata*, und Sánchez schweigt. Wenn Bilder des «Bourbonen» verbrannt werden, spricht Sánchez nur von «Versöhnung, Normalisierung und Dialog». Wenn das Anormale so offenkundig ist, dass der König für eine Preisverleihung in Girona nicht einmal ein öffent-

König Felipe VI. hat nun seine potenziell gefährlichsten Gegner an der Macht.

liches Lokal bekommt, sondern in das Nebenzimmer eines Restaurants ausweichen muss, hebt die Madrider Regierung keine Braue.

Felipe VI., der Sohn eines Mannes, der Spanien einst vor einem Umsturz rechter Militärs bewahren half, mag selbst eher früher als später noch zum Opfer eines schleichenden Staatsstreichs werden. Denn viel Unterstützung hat die Institution nicht. Sie kostet die Steuerzahler zwar nur rund neun Millionen Euro pro Jahr, während allein das katalanische Staatsfernsehen, das nichts anderes als antispanische und antimonarchistische Hass Tiraden verbreitet, mit mehreren hundert Millionen zu Buche schlägt. Aber vor allem der jüngeren Generation sind König und Königin so einerlei wie der Stierkampf. Für sie könnten diese gemeinsam untergehen. Und auf dem Grabstein stünde dann auch in grossen Buchstaben der Name Iñaki Urdangarin. Das ist der geldgierige Schwager von Felipe, der nun, als einziger Mann in einem Frauengefängnis bei Avila, seine Strafe wegen Korruption und anderem verbüsst. Seine Ehefrau, die in Genf ansässige Infantin Cristina, besucht ihn an den Wochenenden. ○



Brief aus ...

St. Petersburg

Was wohl in ihrem Kopf vorgehen mag? Die Dame im St. Petersburg Untergrund hat einen Job, von dem ich nicht wusste, dass es ihn überhaupt gibt, und der mich an das Kinderbuch «Serafin und seine Wundermaschine» erinnert. Serafin sitzt dort tief unter der Erde in einer Metrostation in Paris in einer kleinen Kabine und knipst die Billette der Fahrgäste. Die Dame hier hockt in einer noch winzigeren Kabine als Serafin und bewacht die langen Rolltreppen. Sie sitzt reglos da, in einer Uniform mit Hütchen und Krawatte, vor sich eine Armatur mit Knöpfen und Lämpchen, ein bisschen sieht es aus wie im Cockpit eines alten Flugzeugs. Es gibt vier Rolltreppen nebeneinander, und jede hat einen separaten Schlüssel. Zehntausende von Menschen sieht die Dame jeden Tag an sich vorbeiziehen. Zehntausend Schicksale in einem Augenblick. Aber vielleicht sieht sie auch einfach nur in sich hinein und wartet, bis sie wieder ans Licht und an die Luft darf. Ein Beruf wie für einen chinesischen Zen-Meister.

In diesen Julitagen sieht die Dame ein noch bunteres Volk als sonst. Zu den Einheimischen und den Touristen aus aller Welt gesellen sich die Fussballfans, die man an ihren bunten Shirts, ihrem fröhlichen Lärm und an der atavistischen Kriegsbemalung erkennt. Rund um das Spiel Schweiz gegen Schweden, das wir bereits kollektiv in die Kellerverliese der Vergangenheit verdrängt haben, frohlockt das Gelb der Nordländer. Immer dieses Gelb.

Ich weiss nicht, ob die Untergrunddamen – es sind stets Frauen, keine Männer – etwas von Fussball verstehen und sich Gedanken machen über die verschiedenen Fans. Wenn sie es täten, fiel ihnen auf, dass es an einem Spieltag nicht nur zwei Farben gibt, sondern viele. Wenn sie den Gründen für diese bunte Vielfalt nachspürten, dann kämen sie auf das Phänomen der gestrandeten Fans, dem man in allen WM-Städten Russlands zu jeder Zeit begegnet, aber besonders wäh-

rend der K.-o.-Phase. Neben den Anhängern der beiden spielenden Mannschaften gibt es nämlich immer auch eine ansehnliche Zahl von anderen, die ihre Tickets im Voraus gekauft und sich verspekuliert haben, was das Resultat ihrer Auswahl betrifft – die Fehlfarben-Fans, wie man sie nennen könnte. Beim Achtelfinal Schweden–Schweiz waren neben gelben Schweden und roten Schweizern auch weisse Deutsche und grüne Mexikaner zu sehen. Sie alle hatten gehofft, ihre Mannschaft würde die Gruppenphase als erste beenden und deshalb gemäss Spielplan ihren Achtelfinal in St. Petersburg austragen.

Unter Fussballfreunden lernt man sich schnell kennen, besonders in der Metro. John reiste sogar aus Südkorea an. Er war Fan-technisch eher einsam unterwegs und schloss sich tagsüber Lucas und LuíZ aus



Immer dieses Gelb.

Brasilien an. Nachts hielt er sich an junge Russinnen, die er via Tinder aufstöberte. Soll noch jemand sagen, Fussball sei nicht völkerverbindend.

Lucas und LuíZ stellen einen Extremfall der gestrandeten Fans dar. Sie sehen an der WM sieben Spiele, aber keines mit ihrer Mannschaft, den Brasilianern. Die Nachfrage nach Tickets sei im Land des fünffachen Weltmeisters schlicht zu gross gewesen, erzählen sie. Die Auftritte der Seleção sehen sie sich deshalb im russischen TV an.

Verlässt man die U-Bahn an den Rolltreppenwärterinnen vorbei und steigt irgendwo in St. Petersburg aus, staunt man über die alte Frische dieser grandiosen Kulturmetropole, die mit ihren historischen Palästen, Kirchen, Plätzen und Prachtboulevards und mit ihrem imperialen Glanz an eine Mischung aus Prag und Paris erinnert, mit einem Schuss Venedig an den vielen Kanälen. An die Sowjetzeit, die hier mit der Oktoberrevolution 1917 ihren Anfang nahm, gemahnt wenig. Lenin musste als Namenspatron der Stadt wieder Peter weichen. Nur die Untergrunddamen in ihren kommunistisch strengen Uniformen sitzen immer noch da. Philipp Gut

Viel Lärm um nichts

Von Thilo Sarrazin — Die angebliche Einigung beim EU-Asylgipfel bestand aus lauter Luftnummern. In Wirklichkeit hilft nur eine konsequente Schliessung der europäischen Aussengrenzen.



Drei Wochen lang war Deutschland im moralischen Ausnahmezustand. Der Bundesinnenminister und CSU-Parteivorsitzende Horst Seehofer hatte am 9. Juni in der *Bild am Sonntag* einen «Masterplan» mit 63 Punkten für eine «grundsätzlich neue Asylpolitik» angekündigt. Den kannte zunächst niemand – ausser der Bundeskanzlerin. Sie hatte den Masterplan auf dem Rückflug vom G-7-Gipfel in Kanada gelesen und zündete am Abend des 10. Juni in der Talkshow «Anne Will» eine rote Laterne an. Sie sagte, dass europäisches Recht deutsches Recht breche, und erklärte so ihren Widerstand gegen Seehofers Plan, Asylbewerber an der deutschen Grenze zurückzuweisen, wenn sie schon in einem anderen EU-Land registriert worden waren.

Die Debatte eskalierte. Seehofer drohte mit einer Weisung an die Bundespolizei, Merkel drohte mit der Entlassung des Innenministers. Schliesslich der rettende Ausweg: Ein EU-Asylgipfel am 23. Juni sollte die Lösung bringen. Angela Merkel kam mit der frohen Botschaft zurück, dass ganz viele europäische Staaten, leider nicht Italien, über ein Rücknahmeabkommen für die bei ihnen registrierten Asylbewerber verhandeln wollten. (Solch eine Rücknahme ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit und ergibt sich unmittelbar aus den Dublin-Regeln.) Für die Aushandlung und den Abschluss der Abkommen sollten die Innenminister zuständig sein.

Horst Seehofer war nicht amüsiert. Am Abend des 1. Juli kündigte er an einer Marathonsitzung des CSU-Vorstands seinen Rücktritt als Innenminister und Parteivorsitzender an, weil die Verhandlungsergebnisse der Bundeskanzlerin beim Asylgipfel unzureichend seien. Wenige Stunden später trat er vom Rücktritt zurück. Die Abgeordneten der CDU/CSU-Fraktion im Bundestag machten Druck. Sie wollten keine Spaltung der Fraktionsgemeinschaft. Seehofer und Merkel mussten um ihre Ämter fürchten. Und der bayerische Ministerpräsident Markus Söder, der den Streit kräftig angeheizt hatte, befürchtete bei einer Spaltung Auswirkungen auf die bayerische Landtagswahl im kommenden Herbst.

So fand eine gemeinsame Runde der CDU- und der CSU-Führung am späten Abend des 2. Juli einen «Asylkompromiss». Ich gebe ihn

hier nicht wieder, denn ich habe ihn nicht verstanden. Sonst hat ihn auch niemand verstanden, denn er besteht aus nicht einlösbaren Leerformeln. Horst Seehofer jedenfalls sagte, dass sich die Frage seines Rücktritts damit erledigt habe. Drei Tage später reiste er nach Österreich zu einem Kurzbesuch beim Bundeskanzler Sebastian Kurz. Die Zurückweisung von Asylbewerbern nach Österreich, Ausgangspunkt seines Streites mit der Bundeskanzlerin, war kein Thema mehr. Ein Treffen der Innenminister von Österreich, Italien und Deutschland in Innsbruck wurde angekündigt, das war's.



«Asylkompromiss»: CSU-Chef Seehofer, Merkel.

Seehofer ist erledigt. Beim Bruch mit der Kanzlerin – und als Folge beim Bruch mit der CDU – wollte ihm sein eigener Parteivorstand nicht folgen. Mit dem Rücktritt konnte er nur einmal drohen. Beim nächsten Mal wird diese Drohung von Freund und Feind als Erlösung empfunden werden.

Aber auch Angela Merkel ist schwer angeschlagen. Die eigene Fraktion hat ihr mit der ultimativen Aufforderung, sich mit Seehofer zu einigen, die gelbe Karte gezeigt. Viele glauben, dass sie für ihre Asylpolitik in der Fraktion keine Mehrheit mehr hat.

Die angebliche Einigung beim Asylgipfel bestand aus lauter Luftnummern. Tatsächlich ist

gar nichts gelöst. Aber der Druck wird zunehmen. In Wirklichkeit hilft nur eine konsequente Schliessung der europäischen Aussengrenzen. Dazu baut sich neuer Druck aus Italien auf.

Viktor Orbán kann sich bestätigt fühlen. Bemerkenswert war sein Auftritt mit Merkel bei seinem Besuch in Berlin am 5. Juli. Orbán sagte: «Die Bundeskanzlerin und ich sehen die Welt anders, aus einem anderen Blickwinkel.» Merkel betonte, dass Humanität «die Seele von Europa sei» und der Schutz der Aussengrenzen nicht die Abschottung zum Ziel haben könne. Man möchte fragen: «Was denn sonst?» Wirksamer Schutz der Aussengrenzen kann doch nur bedeuten, die Hoheit darüber zurückzugewinnen, wer ins Land kommt und wer nicht. Diese Hoheit haben wir verloren. Das ist wohl auch ganz im Sinn der Bundeskanzlerin.

Merkels Logik

Politisch wird Angela Merkel alle jene in den Abgrund reissen, die nicht verstanden haben, dass sie eine andere Agenda hat, bei der der Schutz der Aussengrenzen weit hinten steht. Horst Seehofer hat seine letzte Chance verpasst, den Kurs der deutschen Asyl- und Einwanderungspolitik wirklich zu ändern, und die CSU wird dafür bei der Landtagswahl im Oktober 2018 die Quittung bekommen.

Angela Merkels perverse Logik besteht darin, dass Deutschland etwas nicht tun darf, was es im Prinzip könnte, nämlich seine eigenen Aussengrenzen wirksam zu schützen; andererseits aber ist Europa, das den Schutz der Aussengrenzen übernehmen soll, damit hoffnungslos überfordert. Auch die Sekundärmigration von Asylbewerbern und die illegale Einwanderung bekommt Europa nicht in den Griff.

Drei Zahlen zeigen für Deutschland symbolisch das ganze Chaos und die darin liegende Bedrohung:

— Nur in 15 Prozent aller Fälle gelingt eine Dublin-Rücküberstellung aus Deutschland.

— Auch 2018 kommen 70 Prozent der Migranten ohne gültige Papiere ins Land. Wir wissen also gar nicht, wen wir aufnehmen.

— Wer einmal in Deutschland ist und das Wort Asyl ausgesprochen hat, kann bleiben – das gilt in 95 Prozent aller Fälle.

Das ist schrecklich. Noch schrecklicher aber ist, dass die verantwortlichen Politiker uns immer wieder vorgaukeln, sie hätten alles im Griff. Der daraus erwachsende Vertrauensschaden frisst sich mehr und mehr in das Bewusstsein der Bevölkerung und infiziert mittlerweile auch ganz andere Politikbereiche. So kann es geschehen, dass in der jüngsten bundesweiten Umfrage die SPD und die AfD beide bei 17 Prozent liegen.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.



Gegenrede

Nicht so gute Nachrichten aus Afrika

In einer Reportage über die Mopani-Minen in Sambia kritisierte *Weltwoche*-Redaktor Alex Baur die NGO Public Eye: Die Kampagnen gegen Glencore seien haltlos, der Rohstoff-Multi sei ein Segen für den Kontinent. So einfach liegen die Dinge nicht.

Von Andreas Missbach

«Gute Nachrichten aus Afrika» ist, gelinde gesagt, ein gewagter Titel für einen Artikel, der aufgrund eines kurzen Augenscheins in Sambia verfasst wurde. Es ist natürlich zu begrüßen, wenn Journalisten mal aus ihren Redaktionsstuben rauskommen, aber eine Woche ist viel zu wenig, um eine so komplexe und widersprüchliche Realität wie jene der Bergbaustadt Mufulira auch nur annähernd zu verstehen. Public Eye war mehrmals dort, und unsere Besuche in Kankoyo, Butondo und Kantashi, also jenen Quartieren, die direkt am befestigten Zaun der Mopani-Mine liegen, haben uns gezeigt, dass es neben den paar von Alex Baur dargestellten Gewinnern vor allem jede Menge Verlierer gibt.

Auch hat Public Eye keine «unfundierte Dauerkampagne» gegen die Schweizer Rohstoffhändler geritten, wie im Artikel behauptet, sondern belegte mit gründlichen Recherchen wiederholt die Mitverantwortung der Schweiz für den sogenannten Rohstoff-Fluch, also jene ausserhalb der *Weltwoche* unbestrittene Tatsache, dass viele Förderländer ein zu geringes Wirtschaftswachstum haben und die Menschen dort nicht von ihrem Ressourcenreichtum profitieren. Wir legten etwa korrupte Geschäfte von Genfer Unternehmen in der Republik Kongo oder fragwürdige Kooperationen mit der Polit-Elite in Angola offen, wo die Menschen in bitterer Armut verharren, derweil es die Tochter des Präsidenten auf die *Forbes*-Milliardärsliste schafft. Glencore wiederum erhielt im Kongo Bergbaulizenzen fast eine halbe Milliarde billiger, weil der Zuger Konzern mit einem dubiosen Türöffner mit besten Beziehungen zum Präsidenten zusammenarbeitete. In Grossbritannien plant die Anti-Korruptions-Behörde Serious Fraud Office deshalb eine Untersuchung gegen Glencore, und in der Schweiz hat Public Eye eine Bundesordner-dicke Strafanzeige eingereicht.

Schwefelabgase

Tatsächlich ist Sambia aber kein typisches Land mehr für den Rohstoff-Fluch. Das hat aber nichts mit der Wohltätigkeit der dort aktiven Bergbauunternehmen zu tun, sondern damit, dass die Regierung seit einigen Jahren mehr Abgaben verlangt, auf die Einhaltung der Arbeitsgesetze drängt und versucht, der Steuervermeidung einen Riegel zu schieben.

Und es hat mit einer aktiven Zivilgesellschaft zu tun, darunter auch Partnerorganisationen von Public Eye, die dafür kämpfen, dass ein grösserer Teil der Rohstoffeinnahmen in die Standortgemeinden fliesst.

Also zurück nach Mufulira. Selbst im Vergleich zu anderen *mining towns* ist der Kontrast zwischen der Mine und den unmittelbar angrenzenden Wohnquartieren himmelschreiend: staubige Strassen, die irgendwann mal asphaltiert waren, zerbrochene Abwasserrohre, deren Inhalt sich zwischen die Häuser



Schwefelabgase, saurer Regen: Kinder in Sambia.

ergiesst. Und dann die Häuser selbst, voller Risse – laut Bewohnern die Folge der Sprengungen im Untergrund –, und Blechdächer, die vom durch die Schwefeldioxid-Emissionen der Mine gefütterten sauren Regen völlig zerfressen sind. Dort wohnen die Verlierer von Mufulira. Auf Fotos aus der Zeit vor der Privatisierung sehen dieselben Quartiere noch wie adrette Arbeiterviertel aus.

«Senta», wie die Menschen in Mufulira die Schwefelabgase der Mine nennen, ist bei unseren Gesprächen vor Ort immer noch Dauerthema. Nicht nur, weil es immer wieder zu Ausbrüchen kommt, wie Glencore selber zugibt,

sondern auch, weil die Menschen für früheres Leid nie entschädigt wurden. Ja, Glencore hat die Mine in üblem Zustand übernommen, nur wurde dann die Produktion, und damit auch die Emissionen, massiv gesteigert. Die sambische Umweltbehörde mass 2013 Schwefeldioxid-Spitzenwerte von bis zu 5640 Mikrogramm pro Kubikmeter. Das ist 112-mal mehr als der höhere und gar 280-mal mehr als der tiefere Grenzwert der Weltgesundheitsorganisation (WHO). Als Entschuldigung dafür, dass Glencore mit der Installation der Abgasreinigung volle dreizehn Jahre zugewartet hat, führt das Unternehmen die Auswirkungen eines Produktionsunterbruchs auf die Arbeitenden an. Diese Sorge spielte im September 2015 aber keine Rolle, als 3800 Arbeiter entlassen wurden, weil der Kupferpreis im Keller war. Und letztes Jahr drohte Glencore erneut mit Massentlassungen, weil Mopani als einzige Bergbau-firma die Erhöhung des Strompreises (wegen des niedrigen Wasserstandes der Kraftwerke) nicht akzeptieren wollte.

«Werden nie Gewinnsteuern bezahlen»

Auch mit den Steuerpraktiken von Glencore hat Public Eye eigene Erfahrungen. Im April 2011 reichten wir beim Schweizer «Kontaktpunkt» der OECD-Richtlinien für multinationale Konzerne eine Beschwerde gegen Glencore ein. Diese stützte sich auf ein geleaktes Audit zweier Buchprüfungsfirmen, das 2009 im Auftrag der sambischen Steuerbehörden mit Unterstützung Norwegens durchgeführt worden war. Zu den auffälligsten Unregelmässigkeiten gehören die darin untersuchten, weil unerklärlich aufgeblasenen Betriebskosten von Mopani. Allein im Jahr 2007 hatte die Buchprüfung für 380 Millionen Dollar keinerlei plausible Erklärung gefunden. Während eines Gesprächs am Kontaktpunkt liess Telis Mistakidis, Milliardär und damaliger «Head of Copper» von Glencore, eine aufschlussreiche Bemerkung fallen: «We will never pay profit tax in Zambia» («Wir werden nie Gewinnsteuern in Sambia bezahlen»). Sehr gerne hätten wir in der Recherche von Alex Baur gelesen, ob und, falls ja, wie viel Gewinnsteuern die Glencore-Tochter Mopani inzwischen bezahlt.

Andreas Missbach ist Rohstoffexperte und Co-Geschäftsleiter von Public Eye.



Alles ist Liebe: Beyoncé und Jay-Z im Louvre (Video-Still).



Ikone der Woche

Schwarze Mona Lisa

Von Claudia Schumacher

Wer interessiert sich schon für die Mona Lisa, wenn er Beyoncé und Jay-Z singend und tanzend im Louvre sehen kann? Und ist Beyoncé bildsprachlich nicht der Boss hier, vom Schnitt her das männlichere Kleidungsstück tragend, einen Smoking, dieses an Hugh Hefners Bademantel erinnernde Herren-Abendjäckchen? Ist der mächtige Produzent und Rapper neben ihr, dessen Nachnamen (Carter) sie bei der Hochzeit grosszügigerweise an ihren (Knowles) dranhängte, nur Accessoire? Entsprechend trotzig guckt er. Beyoncé aber: Kleopatra-Blick, volle Dominanz, in Pink.

Schon vor Jahren dachte man: «Beyoncé, wie lange soll das weitergehen?» Der Ruhm begann 1997 mit «No, No, No», dem ersten Chart-Hit der R-'n'-B-Gruppe Destiny's Child, deren Front-Girl sie war. 2005 kam die Auflösung, viele dachten: «Mädels, das war's, es werden frischere nach euch kommen.» Doch Beyoncé's Welterfolg erreichte solo neue Dimensionen. Sie traf Jay-Z, dem halb New York gehört, liess sich fortan von ihm produzieren, nicht mehr von Papa – und reifte in der Liebe zum ultimativen Macho zur Feministin heran, von deren Lippen die Welt jeden Sinnspruch abliest. Alles zu krass, um wahr zu sein? Vielleicht ist es nur Show. Aber was für eine.

Die Carters dominieren das visuelle Zeitalter. Sie produzieren ein gewaltiges Bildermeer, das über die Jahre hinweg in unseren Köpfen zur kollektiven Erinnerung zusammenrauschte: Da sind Beyoncé und Jay-Z in «'03 Bonnie & Clyde» – ikonografische Bilder einer jungen Liebe. Da ist Beyoncé, betrogen von Jay-Z, wie sie mit einem Baseball-Schläger Autoscheiben zerschmettert – Sinnbild einer untreuen Ehe. Dann Beyoncé als schwarze Maria, Zwillinge ankündigend – Herzchen-Rekord auf Instagram. Ein Hype, der nicht aufhören will: Die Carters sind Archetypen unserer Zeit.

Mit der Tour zum gemeinsamen Album «Everything Is Love» füllten sie gerade das Berliner Olympiastadion, grosse Hysterie. Vor einigen Wochen schossen Beyoncé +1 den Vogel ab: Die zwei drehten ihr «Apushit»-Musikvideo im Louvre. Schwarze Frauen, händchenhaltend, vor einem altehrwürdigen Gemälde, das die Krönung einer weissen Adligen zeigt. Nur Kenner wissen, wer die Frau auf dem Bild ist. Doch jeder Lebende weiss: Die schwarze Königin vor dem Bild, tanzend in der Mitte, das ist Beyoncé. Die Fans forderten, das Museum solle sich fortan Louvré schreiben, folgerichtig bietet es jetzt zumindest eine «Apushit»-Video-Tour an: die Ikonen des Abendlandes, *according to* Beyoncé.

Genie am Gotthard

Von Margrit Wyder — Goethes Reisen sind ein Glücksfall für den Schweizer Tourismus. Obwohl der deutsche Dichter die Eidgenossen auch hin und wieder provoziert hat.

Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) gehört als literarisches Schwergewicht zu den bedeutendsten Schweiz-Reisenden des 18. Jahrhunderts. Noch bevor sich die Engländer auf alle hohen Bergspitzen wagten, erkundete er das Land und hat es damit für Generationen von deutschen Touristen zum Begriff gemacht. So kann die Region Andermatt nicht nur mit dem Hotel «Chedi» punkten, sondern auch mit Goethes Lob des Urserentals in seinen Briefen aus der Schweiz: «Mir ist's unter allen Gegenden, die ich kenne, die liebste und interessanteste.»

Lästern über Maultiere

Tatsächlich ist Goethe hier dreimal durchgewandert. Sein Ziel war jeweils der Gotthard, das zentrale Gebirge an der europäischen Hauptwasserscheide. Jenseits davon lag das Sehnsuchtsland Italien, das er allerdings erst 1786 über den Brennerpass erreichen sollte. Auf dem Gotthard zeichnete Goethe 1775 aber einen «Scheideblick nach Italien», und vom imaginierten Weg nach Süden spricht auch eines seiner berühmtesten Gedichte, Mignons Lied, mit der Anfangszeile: «Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n?» Die dritte Strophe bezieht sich auf den Gotthardweg:

*Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.*

Drachen in den Bergen – die hatte der Zürcher Stadtarzt und Alpenforscher Johann Jakob Scheuchzer zu Beginn des 18. Jahrhunderts noch durchaus für möglich gehalten. Für Goethe war dies nur noch eine poetische Reminiszenz. Die Maultiere dagegen hat er sehr real erlebt. Denn am Gotthard waren ständig grosse Kolonnen dieser Lasttiere unterwegs, und als Wanderer fand Goethe sie ziemlich lästig, da schwierig zu überholen: «Steht man still, um etwas zu betrachten, so kommen sie einem wieder zuvor, und man ist von dem betäubenden Laut ihrer Klingeln und von ihrer breit auf die Seite stehenden Bürde beschwert.» Der Verkehrsstau am Gotthard ist also keine ganz neue Erscheinung.

Goethe bereiste die Schweiz dreimal: 1775, 1779 und 1797. Nicht als eigentliche Schweizer Reise gezählt wird sein Rückweg von Italien im

Frühling 1788, der vom Splügenpass dem Rhein entlang bis zum Bodensee führte. Bei diesen vier Gelegenheiten hat der Dichter einen grossen Teil des Landes kennengelernt. Viele Gastwirte sind ihm heute noch dankbar dafür, dass er dabei ihr Haus berücksichtigte. Innerhalb dieser Zeitspanne von 22 Jahren änderten sich Goethes Interessen und Allianzen beträchtlich. So besuchte er auf den zwei ersten Reisen den europaweit berühmten Johann Caspar Lavater. Der Zürcher Pfarrer glaubte, mit der Physio-

rend zweier Jahre als Redaktor. Seine Skepsis gegenüber dieser Art von «Wissenschaft» kam erst später zum Tragen. Beim dritten Aufenthalt in Zürich ist Goethe dann dem Prediger aus dem Weg gegangen, dessen missionarischer Eifer ihm zunehmend missfiel.

Auch in Liebesangelegenheiten zeigte sich der Dichter wandlungsfähig. Die Frau, an die er unterwegs jeweils sehnsüchtig dachte, war jedes Mal eine andere: 1775 wartete in Frankfurt die Verlobte Lili Schönemann, 1779 schrieb Goethe Reisebriefe an seine platonisch geliebte Charlotte von Stein, 1788 hatte er ein Rendez-vous mit der Zürcher Freundin Barbara Schulthess in Konstanz, und 1797 zog ihn sein «Bettschatz» Christiane Vulpius mit Söhnchen August zurück nach Weimar.

Klischees von Natur und Freiheit

Seine erste Schweizer Reise trat Goethe im Juni 1775 als erfolgreicher Jungautor an. Mit 25 Jahren hatte er bereits die Dramen «Götz von Berlichingen» und «Clavigo» geschrieben und dabei das berühmte «Götz-Zitat» bühnentauglich gemacht. Sein jüngstes Werk, der Briefroman «Die Leiden des jungen Werthers», war gerade erschienen und sollte ihm zu europaweiter Berühmtheit verhelfen. Sogar Napoleon sprach ihn bei einer späteren Begegnung auf diesen Roman an, der mit seiner eindringlichen Darstellung von Werthers Suizid einige Jünglinge zur Nachahmung verleitet haben soll. Das ist aber wahrscheinlich mehr Legende als Wahrheit.

Goethes Vorwissen über die Schweiz speiste sich aus positiven Klischees. Natur und Freiheit waren die Schlagworte, die der jungen Generation des Sturm und Drang die Schweiz als Reiseziel erstrebenswert machten. Zu verdanken war dies vor allem den Werken von zwei Schweizern: Albrecht von Haller malte in seinem Gedicht «Die Alpen» 1729 ein idyllisches Bild von den Bergen und ihren an Leib und Seele gesunden Bewohnern. Und Jean-Jacques Rousseau propagierte in Leben und Werk das naturnahe Leben.

Im Bann der Tellensage

Im Sommer 1775 schloss sich Goethe, der in Frankfurt halbherzig als Advokat wirkte, spon-



«Allmächtig schröcklich»: Teufelsbrücke.

gnomik eine wissenschaftliche Methode gefunden zu haben, um vom Äusseren eines Menschen auf sein Inneres, also seinen Charakter, zu schliessen. Die beiden hatten sich schon 1774 persönlich kennengelernt, als der charismati-

Die Schöllenschlucht mit ihren Granitwänden erschien ihm «allmächtig schröcklich».

sche Theologe auf einer Reise durch das Rheinland Scharen von Verehrern anlockte. Lavaters Hauptwerk, die «Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe», betreute Goethe sogar währ-



«Es ist die ürgste Strapazz, die ich je ausgehalten»: Goethe und Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach auf der zweiten Schweizer Reise, 1779/80.

tan den Grafen Stolberg an, zwei ebenfalls literarisch tätigen Brüdern, die in die Schweiz unterwegs waren. In seiner Autobiografie «Dichtung und Wahrheit» hat Goethe diese Art des Reisens im Nachhinein skeptisch beurteilt: «Wenn einer zu Fusse, ohne recht zu wissen warum und wohin, in die Welt lief, so hiess dies eine Geniereise [...]». Schon in Zürich trennte sich Goethe von den beiden Brüdern und liess sich von einem Helfer Lavaters, dem Frankfurter Theologen Passavant, zu einer Wanderung in Richtung Gotthard animieren. Auf dieser elftägigen Fussreise nahmen sie auch Aufenthalt in Rigi Klösterli, von wo aus Goethe wohl den touristisch noch nicht erschlossenen Rigi-Gipfel erstieg.

Am Vierwaldstättersee fühlte sich der Dichter dann ganz im Bann der Tellen sage. In sein Tagebuch notierte Goethe zur Schifffahrt auf dem Urnersee: «Gegen zwey dem Grütli über, wo die 3 Tellen schwuren, drauf an der Tellen-Platte, wo Tell aussprang. Drauf 3 Uhr in Flüeli, wo er eingeschifft ward. 4 Uhr in Altdorf, wo er den Apfel abschoss.» Die danach zu bewältigende Schöllenschlucht mit ih-

ren imposanten Granitwänden erschien ihm «allmächtig schrecklich», und mit dem Stichwort «awful» huldigte er der Ästhetik des Erhabenen, wie sie von englischen Philosophen im frühen 18. Jahrhundert entwickelt worden war. Nachdem die Wanderer auch Teufelsbrücke und Urnerloch glücklich hinter sich gebracht hatten, ging es in Andermatt hoch her, denn Goethe notierte: «An der Matte trefflichen Käs. Sauwohl und Projekte.»

Nackt baden mit Freunden

Bei seiner Rückkehr von der Gotthardreise fand Goethe die Stolbergs nicht mehr vor. Sie hatten in Zürich für einen Skandal gesorgt, den er in «Dichtung und Wahrheit» mit Genuss ausgemalt hat. Ein literarisches Vorbild, die Werke des Zürcher Idyllendichters Salomon Gessner, wurde von den Stolbergs am Zürichsee in die Realität umgesetzt, und Goethe tat zunächst mit: «Ich selbst will nicht leugnen, dass ich mich im klaren See zu baden mit meinen Gesellen vereinte und, wie es schien, weit genug von allen menschlichen Blicken. Nackte Körper jedoch leuchten weit, und wer es auch mochte ge-

sehen haben, nahm Ärgeris daran.» Die Jünglinge wurden nun von Freunden dringend gebeten, dergleichen zu unterlassen. Daraufhin verzogen sich die Brüder Stolberg ins einsame Sihltal. Doch sie vernachlässigten auch hier die nötige Diskretion: Ihr nackter Badespass verlief «nicht ohne Geschrei, nicht ohne ein wildes, theils von der Kühlung, theils von dem Behagen aufgeregtes Lustjauchzen» – ein Steinhagel von unbekannter Hand und Unannehmlichkeiten für Lavater, den Gastgeber der Jünglinge, waren die Folge.

Goethe hingegen widmete sich den Schweizer Gewässern nun lieber in literarischer Form. Eine Fahrt mit dem Ruderboot auf dem Zürichsee inspirierte ihn zu dem Gedicht «Auf dem See» mit den genialischen Anfangszeilen:

*Ich saug' an meiner Nabelschnur
Nun Nahrung aus der Welt.
Und herrlich rings ist die Natur,
Die mich am Busen hält.*

Vier Jahre später sorgte der Staubbach bei Lauterbrunnen für poetische Inspiration. Hier

entstand im Oktober 1779 der «Gesang der Geister über den Wassern», dessen Schlussverse Goethes Meisterschaft in der Kunst der Verknappung belegen:

*Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!*

Diese zweite und längste Reise in die Schweiz fand im Herbst 1779 statt und war ein mehrmonatiges Unternehmen, bei dem der jetzt dreissigjährige Minister Goethe seinem acht Jahre jüngeren Landesherrn, Herzog Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach, als Führer und Begleiter diente. Mit dem Umzug nach Weimar hatte kurz nach der Rückkehr von der ersten Schweizer Reise eine neue Lebensphase für Goethe begonnen. Er war nun unter anderem verantwortlich für die Wiederaufnahme des Bergbaus in Ilmenau und hatte deshalb ein zunehmendes Interesse an Geologie und Mineralogie. So suchte er auch aktiv die Bekanntschaft mit Schweizer Naturforschern und besichtigte zusammen mit dem Herzog die bedeutendsten Naturaliensammlungen.

Über die verschneite Furka

Die Route der Reisenden führte über Basel nach Bern, wo man die Gelegenheit nutzte, bei der Berner Regierung einen Kredit von 50 000 Talern für die marode Kasse der herzoglichen Kammer auszuhandeln. Nach dem Abstecher ins Berner Oberland, wo sie am

Den Waadtländern attestierte er «Fleiss» und «Rührigkeit». Nur das Wallis wollte ihm nicht gefallen.

Obersteinberg und in Grindelwald die damals noch mächtigen Gletscher von nahem bestaunten, ging es weiter an den Genfersee. Dem persönlichen Ratschlag des Genfer Alpenforschers Horace-Bénédict de Saussure entsprechend, reisten sie dann über Chamonix ins Wallis. Von Martigny folgten Goethe und Karl August, die meist inkognito unterwegs waren, dem Lauf der Rhone aufwärts bis zur Furka. Hier erwartete sie am 12. November 1779 die grösste körperliche Herausforderung auf der ganzen Tour: die Überquerung des tiefverschneiten Furkapasses. Obwohl zwei einheimische Führer, «Burschen wie Rosse», den Weg vorbahnten, gelangte der junge Herzog hier an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit. Seinem Tagebuch hat es Karl August anvertraut: «Es ist die ärgste Strappazz, die ich je ausgehalten.»

Der Gotthard, den sie einen Tag nach diesem Abenteuer erreichten, war als Granitmassiv für Goethe inzwischen noch bedeutsamer gewor-



«Wunderdokter» aus dem Emmental: Schüppach.

den. Denn nach der damals herrschenden geologischen Lehrmeinung galt der Granit als das älteste Gestein der Erde, und Goethe sah ihn deshalb als geradezu mythischen Zeugen der Urzeit an. In seinem Fragment gebliebenen Text «Über den Granit» von 1784 heisst es: «Ja, man gönne mir, der ich durch die Abwechslung der menschlichen Gesinnung, durch die schnelle Bewegung derselben in mir selbst und in andern manches gelitten habe und leide, die erhabene Ruhe, die jene einsame stumme Nähe der grossen, leise sprechenden Natur gewährt, und wer davon eine Ahnung hat, folge mir.»

Wenn es nach Damian Zingg geht, dem Leiter des Museums der Gotthardfestung, Sasso San Gottardo, wird Goethe sogar bald im Granit des Gotthards wieder einen Ruheplatz erhalten. In Zusammenarbeit mit der Klassik-Stiftung Weimar soll in einer der Kavernen des einstigen Réduits der Schweizer Armee ein Raum zur Erinnerung an Goethes Schweizer Reisen gestaltet werden. Derzeit ist das Fundraising für das Projekt im Gange.

Hässlichkeit der Städte

Was die Bewohner der Schweiz betrifft, so veränderte sich der zunächst verklärte Blick Goethes hin zu eher nüchternen und manchmal nicht schmeichelhaften Bemerkungen. 1775 und 1779 besuchte er den berühmten Jacob Gujer, genannt «Chlijogg», auf dem Katzenrütihof bei Rümlang; mittels einer intensiven Dünger- und Kompostwirtschaft war es dem Musterbauern gelungen, die Bodenerträge seines Hofes zu vervielfachen. Wie Goethe in einem Brief an die mütterliche Freundin Sophie von La Roche schrieb, traf er in Chlijogg «kein aus den Wolken abgeseinktes Ideal», sondern

«eins der herrlichsten Geschöpfe, wie sie diese Erde hervorbringt, aus der auch wir entsprossen sind». Als Beilage zum Brief sandte er noch eine Art Reliquie vom Katzenrütihof, nämlich ein Stück Bauernbrot, «an seinem Tische geschnitten». Ähnlich beeindruckt zeigte sich Goethe 1779 von Micheli Schüppach, dem «Wunderdokter» im emmentalischen Langnau; sein Auge sei «das gegenwärtigste, das ich glaube gesehn zu haben».

«Fleiss, Rührigkeit und Wohlstand» attestierte Goethe den Waadtländern. Nur das Wallis wollte dem Reisenden gar nicht gefallen: Die einfachen Häuser, die mit den stattlichen Bauerngütern im Mittelland nicht zu vergleichen waren, aber auch die Einwohner selbst erregten seinen ästhetischen Widerwillen. Goethe vermerkte «die Hässlichkeit der Städte und der Menschen», die für ihn im Gegensatz zur beeindruckenden Landschaft standen: «Die scheusslichen Kröpfe haben mich ganz und gar üblen Humors gemacht.» Einen grossen Anteil an diesem negativen Eindruck hatten also die im Rhonetal damals häufigen Kröpfe und der Kretinismus, beides Folgen des Jodmangels in den Böden.

Nach der Rückkehr von der zweiten Reise hat Goethe seinem Freund Karl Ludwig von Knebel auch einige praktische Hinweise für dessen eigene Reisepläne gegeben, die bis heute aktuell anmuten: «Die Verschiedenheit des Geldes wird dich sehr chikanieren und überhaupt müssen die phantastischen Fussgänger in der Schweiz theuer bezahlen.»

Neun Jahre später erschienen Goethes Briefe aus der Schweiz in Friedrich Schillers Zeitschrift «Die Horen». Ergänzend zu den eigenen Reiseerinnerungen erfand Goethe noch eine «Erste Abteilung». Er gab vor, man habe diesen Text «unter Werthers Papieren gefunden» – und der fiktive Autor legte gleich mit einer Schmäherei los: «Frei wären die Schweizer? frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man dem Menschen nicht alles weismachen kann! besonders wenn man so ein altes Märchen in Spiritus aufbewahrt.»

Es folgte eine Reminiszenz an Goethes eigene Erlebnisse im Wallis: «Grosse Kiesel- und andere Steine auf den Dächern, dass ja der Sturm ihnen die traurige Decke nicht vom Kopfe wegführe; und den Schmutz, den Mist! und staunende Wahnsinnige!» Dass seine Schweizer Freunde nicht gerade erbaut waren von solchen Passagen, hat Goethe in «Dichtung und Wahrheit» eher erstaunt berichtet. Er sah sich missverstanden, denn er habe in diesem Text ja nur den «Gegensatz der schweizerischen löblichen Ordnung und gesetzlichen Beschränkung mit einem solchen im jugendlichen Wahn geforderten Naturleben» zu schildern versucht. «Weil man aber alles, was der Dichter unbewunden darstellt, gleich

als entschiedene Meinung, als didaktischen Tadel aufzunehmen pflegt; so waren die Schweizer deshalb sehr unwillig [...]» – Tatsächlich sah sich noch Gottfried Keller veranlasst, im Eingangskapitel des «Grünen Heinrich» auf Goethes Text relativierend Bezug zu nehmen: «Dazumal war es nicht ganz mehr jene Schweiz, welche dem Legationssekretär Werther so erbärmlich vorgekommen ist.»

Warum er den Tell Schiller überliess

Goethes dritte Schweizer Reise von 1797 sollte nach der ursprünglichen Absicht weiter nach Süden führen. Sein Reisegefährte war diesmal der Zürcher Maler und Kunsthistoriker Johann Heinrich Meyer, den er 1786 in Italien für sich «entdeckt» und dann als seinen Kunstberater nach Weimar geholt hatte. Die politische Lage in der Lombardei liess die Freunde dann aber auf diese Italienreise verzichten. Stattdessen unternahmen sie eine Alpenwanderung, die in zwölf Tagen von Meyers Heimatdorf Stäfa am Zürichsee zum Gotthard und wieder zurück führte. Stäfa, wo die beiden Freunde sich nach



Steinmeyer von unbekannter Hand: Lavater.

der Wanderung noch zwei Wochen bei Meyers Verwandten im Gasthof «Krone» aufhielten, wurde auch zu einem literarisch fruchtbaren Ort. So schrieb Meyer später für den Freund einen Text über die Handweberei am oberen Zürichsee, den dieser nur wenig verändert in seinen Altersroman «Wilhelm Meisters Wanderjahre» einarbeitete. Und die erneute Begegnung mit der Innerschweiz hatte bei Goethe noch eine andere Idee geweckt. Am 14. Oktober 1797 schrieb er an Freund Schiller:

Ich bin fast überzeugt, dass die Fabel vom Tell sich werde episch behandeln lassen [...]. Das beschränkte

höchst bedeutende Local, worauf die Begebenheit spielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, so wie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menschen in diesen Gegenden, so gut als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nun auf gut Glück an, ob aus diesem Unternehmen etwas werden kann.

Im Jahr 1804 kam Goethe rückblickend noch etwas ausführlicher auf seinen damaligen Plan zu sprechen: Tell sollte eine Art von «Demos», also einen symbolischen Vertreter des ganzen Volkes, darstellen, weshalb ihn Goethe «als einen colossal kräftigen Lastträger bildete, die rohen Thierfelle und sonstige Waren durch's

Auch Gessler, Tells Widersacher, sah Goethe als einen in mancher Hinsicht umgänglichen Herrscher.

Gebirg herüber und hinüber zu tragen sein Leben lang beschäftigt». Der Titelheld seines Tell-Epos war also sozial gut vernetzt und kommunikativ – eine Gestalt, wie sie Goethe und Meyer wohl auf dem Gotthardweg öfter begegnet war. Auch Gessler, Tells Widersacher, sah Goethe als einen in mancher Hinsicht umgänglichen Herrscher: «Mein Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens aber sich gern bequem finden, deshalb auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch gelegentlich dies oder jenes verüben, was entweder gleichgültig wirken oder auch wohl Nutzen und Schaden zur Folge haben kann.»

Als patriotische Freiheitsdichtung hätte sich Goethes Epos wohl kaum geeignet. Er legte den Plan schliesslich «dem dramatischen <Tell> Schillers zu Liebe bei Seite». Schiller machte seinen Wilhelm Tell zu einem kühnen Gebirgsjäger, der sich nur den Gesetzen der Natur verpflichtet sieht. Trotz dieser Umdeutung des Titelhelden fand Goethe bei Schiller aber «den Hauptbegriff eines selbständigen, von den übrigen Verschworenen unabhängigen Tell» bewahrt.

Warum Goethe den Tell-Plan nicht selbst ausgeführt hat, erklärt sich vielleicht auch aus seinem maliziösen Kommentar in «Dichtung und Wahrheit» zum Besuch der Hohlen Gasse bei Küsnacht, «wo wir [...] jenen der ganzen Welt als heroisch-patriotisch-rühmlich geltenden Meuchelmord zu gedenken hatten». Der junge Goethe von 1775 hatte dies wohl noch anders erlebt. Der alte Goethe aber blickte auf die Erfahrungen der Französischen Revolution und ihrer Folgen zurück – und er hatte in seinem Landesherrn Karl August einen Freund und Mäzen gefunden, der ihm nach den gemeinsam durchlebten Bergabenteuern in der Schweiz lebenslang die Treue hielt. ○

Nachruf

Angelica Blechschmidt (1940–2018) — Auf der «People's Night», die als glanzvollste Party der Berlinale beschrieben wird, waren die meisten Frauen schon weniger *classy* angezogen als in Mailand oder Paris. «Einige Frauen sahen aus wie



Angelica Blechschmidt.

«Freundinnen» russischer «Biznesmeni»», berichtete ich in meiner Kolumne in dieser Zeitschrift damals. Zu der Frau mit grosser Brille, grösseren Ringen an den Händen und noch grösserer, toupiertes Frisur sagte ich: «Sie haben versucht, Frauen in Deutschland Stilbewusstsein beizubringen, das hat wenig gebracht, nicht wahr?» – «Sie sind vielleicht nicht perfekt gekleidet, aber mit Herz dabei. Und sie haben Spass», erwiderte Angelica Blechschmidt.

Das war im Jahr 2007 – also nach ihrem Abgang als Chefin der *Vogue* Deutschland, die sie zwischen 1989 und 2003 leitete. Und deren Auflage sie von 40 000 auf angeblich 140 000 steigerte; andere Quellen geben monatlich 100 000 Exemplare an. Als *Vogue*-Chefin hatte sie für eine Art «Der Teufel trägt Prada»-Ausstrahlung gesorgt. Bloss war es lange Jahre vor dem Film gewesen, als sie etwa einen weissen Spannteppich in der Münchner Redaktion verlegen liess. Weil sie nur einen solchen passend fand als Unterlage für die hohen Absätze und kurzen Kleider, in denen ihre Mitarbeiterinnen am Arbeitsplatz zu erscheinen hatten.

Später, im Ruhestand, zog sie nach Potsdam. Wo die Häuser grösser und, vor allem, die Preise (noch) kleiner waren als in Berlin. Von München gar nicht zu reden. Ihr Haus war recht *grand* und schön eingerichtet, voller Bücher sowie Mitbringsel von ihren Reisen. Doch es kam einem mehr vor wie eine Bühne oder Kulisse als wie ein Zuhause. Ähnlich ohne Zweck und Aufgabe erschien die Bewohnerin. Sie empfing zwar Leute, ach was: Sie hielt Hof. Doch solche Einladungen, so sah's aus, vergab sie eher zufällig. Vielleicht einfach, um für einen halben Nachmittag jemanden erleuchten zu können.

Angelica Blechschmidt, die vermutlich in den 1940er Jahren (Wikipedia), mit Sicherheit aber in Dresden geboren wurde, starb vorvergangene Woche nach langer Krankheit. Sie war nie verheiratet und hatte keine Kinder.

Mark van Huissingling

Störrische Geliebte

Malerin Françoise Gilot ist die einzige Frau, die Picasso verlassen hat. Damals wie heute ist ihr Werk hoch angesehen.

Von *Beatrice Schlag*

Die zarte 96-jährige Frau in der bunten Bluse sitzt auf ihrem Sofa in New Yorks Upper West Side. Sie trägt roten Lippenstift zur dunklen Pagenfrisur. Über den ungeschminkten hellen Augen wölben sich energische Brauen, die Henri Matisse einmal als «Zirkumflex-Akzente» beschrieben hatte. Françoise Gilot spricht schnell und mit lebhaften Gesten, während sie direkt in die Kamera des deutschen TV-Kulturmagazins «tnt» blickt. Man würde sie auf vielleicht Anfang siebzig schätzen. «Wenn du offen bist für Risiken, wirst du auch schlimme Dinge erleben», sagt sie, «aber vor allem wirst du mehr verstehen. Und du wirst nicht langweilig. Das Schlimmste ist, langweilig zu sein.»

Zehn Jahre lebte Françoise Gilot mit dem Genie Picasso. Sie trennte sich von ihm, als sie merkte, dass sie nicht mehr miteinander reden konnten, ohne zu lügen oder zu verschweigen, was ihnen naheging. Bei ihm waren es zunehmend kurze Affären mit Frauen, bei ihr der Mangel an Wärme und Vertrauen. Sie ertrug seine Demütigungen nicht mehr. Ausserdem wollte sie wieder malen, ohne seinen Launen ausgesetzt zu sein.

Er war ausser sich. Einen Picasso verlässt man nicht. «Es ist deine Pflicht, bei mir zu bleiben und dich um mich und die Kinder zu kümmern», tobte er. «Ob dich das glücklich oder unglücklich macht, geht mich nichts an.» Als sie dennoch ihre Koffer packte, drohte er all seinen Kunsthändlern, sie zu boykottieren, falls sie der Treulosen etwas von ihren Werken abkauften. Die Kunstwelt gehorchte. Françoise Gilot war zu jener Zeit eine geschätzte Malerin, Picasso war ein Gott.

Göttinnen und Fussmatten

Sie war 21 und er 61, als sie sich 1943 verliebten, nachdem er sie in einem Restaurant in Paris angesprochen und in sein Atelier eingeladen hatte. Obwohl Picassos Kunst von den Nazis, die Paris damals besetzten, als entartet eingeordnet wurde, war der Spanier in Paris geblieben. Er war damals längst weltberühmt, als genialer Maler und als Mann mit beträchtlichem Frauenverschleiss.

Die junge Françoise war keine Lolita, sondern eine ernste, hochgebildete Bürgerstochter aus vermöglicher Familie. Der Vater ein sehr bildungsbewusster Unternehmer, die Mutter eine begabte Aquarellistin. Françoise hatte auf Wunsch des Vaters zwei Semester an der Sorbonne Jura studiert, nachdem sie in



«Frau, die nein sagt»: Françoise Gilot und Picasso, 1952.

Cambridge Englisch gelernt hatte. In Malerei wurde sie unterrichtet, seit sie klein war. Die griechische Mythologie war ihr geläufig. Ihr Hauptfach beim *baccalauréat* war Philosophie. Sie war voll mit angelerntem Wissen und brannte auf Lebenserfahrung.

Gegen den väterlichen Willen hatte sie ihr Jurastudium aufgegeben, um zu malen. Sie war eben zur Grossmutter gezogen, weil der Vater ihre Entscheidung nicht akzeptierte, als sie Picasso kennenlernte. Der Maler war fasziniert von ihr, weil sie nicht unterwürfig war. Er nannte sie «die Frau, die nein sagt». Ein kolossales Missverständnis, sagt Gilot. Sie sei einfach dazu erzogen worden, jederzeit ihre Selbstkontrolle zu wahren und keine Gefühle zu zeigen, auch nicht denen, die man liebte. «Ich liebte Picasso so sehr, wie ein Mensch nur einen Menschen lieben kann.» Aber für Picasso gab es nur

zwei Arten von Frauen, wie er gerne verkündete: Göttinnen und Fussmatten.

Jede seiner früheren Ehefrauen und Geliebten, intellektuelle genauso wie wenig gebildete, hatte sich am Anfang der Beziehung als Göttin gefühlt und endete dank seiner Erniedrigungen als Fussmatte. Da er mit mehreren von ihnen auch nach der Trennung engen Kontakt hielt, war Gilot frühzeitig gewarnt: «Ich wusste, dass unser Leben katastrophal sein würde, aber es würde die Katastrophe wert sein.» Sie wusste auch, dass es vor allem ihr Intellekt und ihre offene, fast männliche Art war, die Picasso an ihr liebte.

Genau deswegen wollte er Kinder mit ihr. Sie sollten sie weiblicher machen. Nach der Geburt von Tochter Paloma, 1949, zwei Jahre nach Sohn Claude geboren, herrschte er sie an: «Jede Frau würde nach der Geburt eines Babys

schöner. Aber nicht du. Du siehst aus wie ein Besenstiel. Denkst du, ein Besenstiel könne jemanden reizen? Mich jedenfalls nicht!» Dennoch wollte er weitere Kinder. Gilot nicht: «Er wollte mich dauernd schwanger haben, weil ich dann schwächer war.»

Elf Jahre nachdem sie Picasso verlassen hatte, verfasste Françoise Gilot mit Carlton Lake, Kunstsammler und Kunstkritiker des *New Yorker*, das Buch «Leben mit Picasso». Als Picasso davon erfuhr, versuchte er vergeblich, das Projekt gerichtlich verbieten lassen. Ausserdem brach er alle Kontakte zu seinen Kindern Claude und Paloma ab. Das Buch erschien 1964 und wurde ein internationaler Bestseller. Die Widmung «Für Pablo» ist keine schäbige Ironie. «Leben mit Picasso» ist eine grosse Huldigung an den Geist und das Werk des Malers, wenn man Huldigung nicht mit Lobhudelei gleichsetzt.

Beziehung ohne Happy End

Es geht darin auch um eine Beziehung ohne Happy End und um seelische Grausamkeit. Aber der Hauptteil des Buches gilt Picassos Schaffen, seinem Denken und den Entstehungsprozessen seiner Werke. Picasso-Kenner Lake sagt über Gilot: «Sie besitzt ein unendlich tieferes und echteres Verständnis von Picassos Denken und Werk als alle, die mir begegnet sind.» Natürlich gab es die üblichen Schmähungen derer, die jede Kritik an Picassos Person für frevelhaft hielten. Aber die meisten Rezensionen waren überschwänglich. Mit dem Erlös des Buches finanzierte Françoise Gilot nach Picassos Tod 1973 den Rechtsstreit um die Erbberechtigung ihrer Kinder Claude und Paloma an dessen Nachlass – mit Erfolg. Picasso, mit dem sie nie verheiratet war, hatte kein Testament hinterlassen.

1969 lernte Françoise Gilot in Kalifornien den Immunologen Jonas Salk kennen, den Entwickler des Impfstoffs gegen Polio (Kinderlähmung). Sie blieben bis zu seinem Tod 1995 ein Paar. Sie unterrichtete an der Kunstabteilung der University of Southern California und arbeitete als Kostümbildnerin und Set-Designerin für das Guggenheim-Museum in New York. Vor allem aber malte und malt sie. Die Künstlerin, die 1990 Frankreichs Orden des chevalier de la Légion d'Honneur erhielt und vor allem in den USA mit grossen Ausstellungen geehrt wird, wohnt seit 2002 in New York und arbeitet täglich.

Diese Woche sind Faksimiles der zwischen 1974 und 1981 entstandenen Reisetagebücher erschienen. Ob sie das zur Grande Dame der «Nouvelle Ecole de Paris» macht, als die sie oft bezeichnet sind, ist ihr ziemlich egal: «Ich weiss nicht, ob ich ein Erfolg bin. Aber ein Misserfolg bin ich sicher nicht.»

Françoise Gilot: Sketchbooks: Venice, Africa, and India. Taschen. 364 S., Fr. 434.–

Mathematik

Gigantisches Sudoku

Ein auf den legendären Satz von Pythagoras zurückgehendes Zahlenrätsel ist endlich gelöst – wenn auch nur mittels Brachialgewalt. Von François Fricker

Die wohl simpelste Eigenschaft der natürlichen Zahlen 1, 2, 3, ... ist, dass sie in gerade (2, 4, 6, ...) und ungerade (1, 3, 5, ...) zerfallen. Dass es aber in dieser Hinsicht um einiges komplizierter zugehen kann, zeigt der legendäre Satz von Pythagoras: $a^2 + b^2 = c^2$.

In diesem Sinne sind Drillinge (a, b, c) von natürlichen Zahlen gesucht, für die obige Formel zutrifft. Das kleinste Beispiel ist (3, 4, 5), für das in der Tat $3^2 + 4^2 = 5^2$ stimmt ($9 + 16 = 25$). Seit dem Altertum weiss man, dass derartige «Pythagoreische Tripel» (Kürzel: PT) immer wieder auftreten, egal, wie weit man im Zahlenuniversum voranschreitet. Ihrer Grösse nach geordnet, beginnt deren unendliche Folge mit (3, 4, 5) – (5, 12, 13) – (6, 8, 10) – (7, 24, 25) – (8, 15, 17) – (9, 12, 15) – (9, 40, 41) – (10, 24, 26) – (11, 60, 61) – (12, 16, 20) – (12, 35, 37) – ...

Innerhalb einer vom britischen Philosophen und Mathematiker Frank P. Ramsey (1903–1930) begründeten Theorie lässt sich dazu die Frage stellen, ob man die natürlichen Zahlen etwas kniffliger als eingangs erwähnt derart in zwei Gruppen (fortan rot und blau genannt) aussortieren kann, dass kein einziges PT vollständig in einem dieser beiden Teile landet. Wie das am Beispiel bis zur Zahl 30 aussehen könnte, zeigt eine Skizze, aus der die eigentliche Problematik bereits ersichtlich wird. Nachdem zum Beispiel 5 in (3, 4, 5) bereits rot gefärbt ist, muss bei (5, 12, 13) mindestens eine der Zahlen 12 und 13 blau sein – ein Problem, das sich mit immer grösseren Zahlbereichen massiv fortsetzt.

Mittels der von den Sudokus her bekannten Methode *trial and error* (Versuch und Irrtum) konnte am 3. Mai 2016 unter massivem Computereinsatz das Pythagoras-Zahlenspiel bis 7824 hochgeschraubt werden. Allein bei der nächsten Grenze 7825 waren die eingesetzten Grossrechner derart überfordert, dass sie im Hinblick auf die sogenannte kombinatorische Explosion nicht sämtliche denkbaren Möglichkeiten durchforsten konnten.

Vor nunmehr ein paar Monaten nahm man deshalb das irritierende Problem erneut in Angriff und delegierte es an die derzeit mächtigsten Elektronenhirne mit sagenhaften zweihundert Terabytes umfassenden Festplatten. Obwohl die unter Kennern *number crunchers*

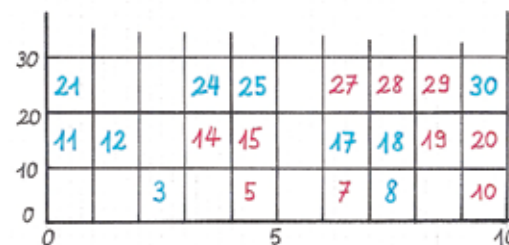


Wissenschaftler Frank P. Ramsey.

(Zahlenfresser) genannten Maschinen unentwegt schufteten, dauerte es dennoch sage und schreibe fast zwei volle Tage, bis die bisher vergeblich gesuchte Antwort endgültig feststand – nämlich dass ab der Grenze 7825 die verlangte Kolorierung überraschenderweise nicht mehr möglich ist – sie also in sich widersprüchlich wird.

Dazu der massgebend an der Entwicklung der nöti-

gen Software beteiligte deutsche Informatiker Oliver Kullmann: «Das ist so, wie wenn wir uns an ein gigantisches Sudoku gewagt hätten.»



Eine erlaubte Färbung der Pythagoreischen Tripel bis zur Grenze 30. Die in die leeren Felder noch zu platzierenden Zahlen 1, 2, 4, 6, 9, 13, 16, ... dürfen nach belieben rot oder blau sein, ohne dass die Spielregeln verletzt würden.

DIE WELTWOCH

Die Weltwoche im «Taschenformat».

Available on the App Store ANDROID APP ON Google play



Die Bibel

Migration und Integration

Von Peter Ruch

Als eine Hungersnot im Land war, zog ein Mann aus Bethlechem in Juda mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen fort, um sich als Fremder auf dem Land von Moab niederzulassen (Rut 1,1). Das Alte Testament erzählt eine liebenswürdige Novelle mit dem Titel «Rut» (Ruth): Die Hungersnot zwang Elimelech mit seiner Frau Noomi und seinen beiden Söhnen zur Auswanderung nach Moab. Dort starb Elimelech. Die Söhne heirateten moabitische Frauen mit fremder Kultur und fremder Religion. Ungefähr zehn Jahre später starben auch sie, und Noomi befand sich nun mit den Schwiegertöchtern Orpa und Rut im für sie fremden Moab. Als sie erfuhr, dass sich in Bethlechem die Verhältnisse verbessert hatten, entschloss sie sich zur Rückkehr. Ihre Schwiegertöchter, die ihr sehr zugetan waren, bat sie, besser hierzubleiben und erneut zu heiraten. Orpa nahm weinend Abschied. Rut jedoch weigerte sich und wanderte mit Noomi nach Bethlechem aus, wo sie noch nie gewesen war. *Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott* (1,16). Als Immigrantin musste sie trotz einheimischer Schwiegermutter zuunterst beginnen. Sie begab sich auf das Feld von Boas, eines entfernten Verwandten ihres verstorbenen Mannes, um hinter den Schnittern die liegengeliebenen Ähren zusammenzulesen. Sie gewann Boas' Sympathie und wurde als Nachleserin leicht privilegiert. Schliesslich kam es zur Heirat, was wegen der Verwandtschaft nahelag. Sie gebar ihm den Sohn Obed. Dieser wurde der Grossvater Davids, die Ausländerin Rut also dessen Urgrossmutter. So ging Integration fast immer: Notlage, riskante Reise, unten anfangen, Wohlwollen gewinnen, sich anpassen.

Der Migrationsforscher Leo Schelbert, der 1948 in Immensee die Matura erwarb und Professor in Chicago war, schildert in seinen Büchern, wie 1854 arme Schweizer Gemeinden die hohen Speditionskosten nach New York plus Starthilfen bezahlten. Heute muss die Frage erlaubt sein, wie weit Integration auf Kosten der Zielländer und bei schwachem Anpassungswillen vieler Migranten gelingen kann.

Peter Ruch war Gemeindepfarrer in drei Gemeinden und lebt heute in Küssnacht am Rigi.



Soziologen-Hitchcock: «Los perros».

Kino

Gutgetarnter Seelen-Giftmüll

Das chilenische Kino arbeitet in «Los perros» die Pinochet-Vergangenheit auf – mit wunderbar tückischem Charme. Von Wolfram Knorr

Mariana ist arrogant und draufzu, kämpft gegen die Männer-Phalanx und ein Verschwinden in ihrer alltäglichen Luxus-Ereignislosigkeit: Sie ist 42, gehört zur chilenischen Oberschicht, hat einen reichen Vater, Personal und einen desinteressierten Ehemann. Ihre Zuneigung gilt nur ihrem Hund. Lustlos macht sie Fruchtbarkeitstherapien, weil sie Mutter werden soll,

Die Vergangenheit wird nicht aufgearbeitet, sondern weggelabert.

leitet eine Kunstgalerie und lernt reiten. Juan (Alfredo Castro), um Jahre älter, «Colonel» genannt, ist ihr Lehrer. Gemäss Gerüchten soll er ein Handlanger Pinochets gewesen sein – das weckt ihre Neugierde. Als ein Polizei-Ermittler auf dem Reithof erscheint und Juan befragt, nimmt Marianas Schnüffelei fast schamlose Züge an. Sie reizt mit maliziöser Lust erst den Kommissar, dann Juan, in dessen Vergangenheit sie dringt wie Alice in den Kaninchenbau.

Mariana (Antonia Zegers), in der Testosteron-Gesellschaft ein wandelnder Unruheherd, ist der zügellose Mittelpunkt des chilenischen Polit-Dramas «Los perros» von Marcela Said

(«Der Sommer der fliegenden Fische»), eine bizarre Mischung aus einer wilden Alice und aggressiven Nora, die nicht im Traum daran denkt, ihr Puppenhaus zu verlassen, sondern dieses schamlos nutzt für Freiheiten und andere Kleinigkeiten. So möchte sie zu gerne wissen, wie ihr Familienclan aus den Pinochet-Jahren so unbelastet rauskommen konnte, welche Rolle ihr Vater, ein Industriekapitän, damals spielte, welche Rolle die Freunde spielten, mit denen er sich umgibt – und welche ihr Gatte. Es werden gegenseitig Vorwürfe gemacht, immer nebulös, nie konkret. Die Vergangenheit wird nicht aufgearbeitet, sondern weggelabert, Mariana nicht ernst genommen («Mach ein Kind»), bis sie sich ins eigene Leben absetzt und es mit Juan, einem Schergen Pinochets, treibt – aus Provokationslust, Arroganz, Geilheit, was auch immer. Daraus wird ein Machtspiel mit perversen Zügen: sie, eine Egozentrikerin mit eisigem, spöttischem Lächeln; er, der Herrenreiter, kontrolliert und überhaupt hoch zu Ross. Bald spitzt sich die Situation zu, Mariana wird vor eine Entscheidung gestellt.

Marcela Said inszeniert wie ein Soziologen-Hitchcock voller Tücke den schönen Schein und die falschen Gefühle versnobter Grossbürger, die sich mit jeder Politik arrangieren. Die pflaumenweiche Sanftheit entfaltet eine

enorme Spannung. Der Vater mit der Bonhomie eines Zynikers ist ein altväterlicher Trautmäntler, der Ehemann ein Schatten seiner selbst. Einmal sagt einer in jovialer Runde, dass das Land nicht zu viele Übeltäter habe, sondern «zu viele passive Komplizen». Mariana sieht durch Juan den gut getarnten Seelen-Giftmüll hinter ihrem Vater und der Noblesse-Clique. Antonia Zegers als Mariana ist ein souveräner Dämon mit sardonischem Lächeln und selbstsicherem Hintertreppen-Charme – eine Satans-Nora mit Alice-Unverblümtheit, die genau überlegt: Mitspielen oder nicht? ★★★☆☆

Weitere Premieren

Adrift — Tami Oldham (Shailene Woodley), eine junge Abenteurerin, bündelt auf Tahiti mit dem Skipper Richard Sharp (Sam Claflin) an, verliebt sich in den smarten Boy und möchte – wie viele Verliebte – mit ihm um die Welt segeln. Doch aus dem Segeltörn wird bald ein Horrortrip. Das Paar gerät in einen Taifun, das Schiff wird zerstört und ist nur noch ein Wrack, Richard wird schwer verletzt, und der Kampf ums Überleben lastet auf Tami. Nach einer wahren Geschichte aus den 1980er Jahren, die der Isländer Baltasar Kormákur («Everest») verfilmt hat. Verglichen mit dem Film «All Is Lost» (2013), in dem Robert Redford völlig alleine in eine ähnliche Situation gerät, sein Schiff zu reparieren versucht und immer wieder gegen die Elemente der Natur



Um die Welt: «Adrift».

kämpfen muss, fehlen «Adrift» die emotionale Beklemmung und der Thrill. Und das liegt am Drehbuch. Aaron und Jordan Kandell (die auch mitproduzierten) können sich nicht so recht entscheiden, was sie eigentlich erzählen wollen: eine Lovestory oder einen Überlebenskampf. Zwar beginnt der Film mit Bildern des leckgeschlagenen Boots und damit, wie Tami ihren Geliebten, der schwer verletzt im Meer treibt, rettet. Doch die ständigen Rückblenden, die den Beginn der herzigen Liebe zelebrieren, bremsen den existenziellen Kampf in der dahintreibenden Nusschale und lähmen die Spannung. ★★★☆☆

Fauves — Der 17-jährige Oskar träumt von einem Leben in Simbabwe, wo die verstorbenen

Eltern einst jagten. Jetzt lebt er als Waise bei den Eggers, die ihm eine Uhrmacherlehre aufnötigen. Vor allem sein Vormund Elvis Egger, Sportlehrer der Schule, möchte ihn zu einem richtigen Kerl erziehen, geht streng mit ihm um, verfolgt aber auch eigene Interessen: nämlich, Schulleiter zu werden. Bald entwickelt sich aus diesem Gemenge ein Chaos, das ins Blutrünstige auskeilt. Dem Spielfilm-Erstling von Robin Erard fehlt es an Plausibilität und an psychologischer Subtilität. Zu grob, fast mit dem Zweihänder, werden hier die Konflikte zwischen Oskar und seinem Vormund ausgetragen – bis zur Albernheit. ★★★☆☆



Bolzen wie die Männer: «Comme des garçons».

Comme des garçons — Es war nicht nur das Jahr der Polit-, sondern auch der Sexrevolte: 1968 wagten es in Frankreich Frauen, eine Fussballmannschaft aufzustellen, um auf dem Rasen zu bolzen wie die Männer. Das war natürlich nicht so einfach, zumal Frau Fussball erst 1970 erlaubt wurde. Drehbuchautor und Regisseur Julien Hallard hat in seinem Erstling aus diesem Stoff eine amüsante Komödie gemacht. Vor allem aus dem Konflikt der Männer mit den selbstbewusst aufspielenden Frauen filtert Hallard lustige Situationen. ★★★☆☆

Knorr's Liste

1	The Rider Regie: Chloé Zhao	★★★★☆
2	Love, Simon Regie: Greg Berlanti	★★★★☆
3	Visages Villages Regie: Agnès Varda	★★★★☆
4	The Sense of an Ending Regie: Ritesh Batra	★★★★☆
5	The Bookshop Regie: Isabel Coixet	★★★★☆
6	In den Gängen Regie: Thomas Stuber	★★★★☆
7	Amori Regie: Francesca Comencini	★★★☆☆
8	Ocean's 8 Regie: Gary Ross	★★★☆☆
9	Tully Regie: Jason Reitman	★★★☆☆
10	Jurassic World: Fallen Kingdom Regie: Juan Antonio Bayona	★★★☆☆

Jazz

Grosser Bauch, heisser Kopf

Von Peter Rüedi

Er gehört schon so lange zum Kern der Musiker, die das Münchner Label ECM des Produzenten Manfred Eicher ausmachen (gute fünfzig Jahre, als «Sideman» ebenso wie als Leader eigener Produktionen), dass manche in ihm die Verkörperung dessen sehen mögen, was als ECM-Sound bewundert und bemäkelt wird. Nichts wäre verfehlter. Zum Beispiel was das Konstrukt eines ECM-Sounds überhaupt angeht, mit dem so etwas wie ein technisch anspruchsvoll inszenierter Neoromantizismus oder Neoimpressionismus mit minimalistischen Tendenzen diffamiert wird, dem sich die einzelnen Musiker bedingungslos zu unterwerfen hätten: eine Art klassisch inspirierter Kolonialismus des feinsinnig-sensiblen Produzenten. Richtig ist, dass der bei seinen Produktionen oft der zusätzliche Musiker ist, falsch dagegen, dass er die Musiker in das Korsett seiner Ästhetik zwingen würde.

Schon gar verfehlt ist, im grossen norwegischen Meister des Kontrabasses, Arild Andersen, einen Sklaven des ECM-Sounds zu sehen. Vielleicht hat er den vor einem halben Jahrhundert mitbegründet (weil Eicher nun mal eine Vorliebe für skandinavische Musiker und für Bassisten hat – er war selbst einer). Aber die Gruppe von Andersens jüngster ECM-Produktion, der dritten in dieser Besetzung, widerlegt einmal mehr und erst recht alle solchen etwas stupiden, von Neid oder Unkenntnis diktierten Vorurteile. Mit seinen Partnern, dem ebenso sensiblen wie explosiven italienischen Drummer Paolo Vinaccia (der lebt seit Jahrzehnten in Skandinavien) und dem mächtigen schottischen Tenorsaxofonisten Tommy Smith, spielt der ebenso vollbauchige wie filigrane Andersen einen Power-Jazz, der nichts ist als das: grossartige, den Solarplexus wie das Hirn treffende Musik, spontan und durchdacht, fliegend in den Improvisationen und traumhaft sicher immer auf die langjährigen Partner bezogen; frei und «interaktiv», *live as live can be* (aufgenommen vom ORF anlässlich eines Konzerts in Bad Ischl). Heavy im Drive und überschäumend innovativ in den singenden Erfindungen aller drei Beteiligten. Eine der mitreissendsten Jazzproduktionen des Jahres.



Arild Andersen, Paolo Vinaccia, Tommy Smith: In-House Science. ECM 2594

Angriff des Schwertwals

Familie Robertson segelte westlich der Galapagos, als ihr Vergnügungsboot leckschlug. Binnen Minuten versank der Schoner im Pazifik. Ursache war kein Fels, sondern ein Wal. Zwar entkamen die Robertsons in einem Beiboot, aber nun begann ein Überlebenskampf, der 38 Tage dauern sollte. *Von Giles Milton*

Doug Robertson hatte eben den Sextanten in seinen Kasten zurückgelegt, als er auf die Seite geschleudert wurde durch einen gewaltigen Schlag gegen die Unterseite des Boots. «Vorschlaghammerschläge von unglaublicher Kraft», so beschrieb er sie später, «die mich gegen die Koje schleuderten.» Das geschah am 15. Juni 1972 – ein Datum, welches das Leben der Familie Robertson für immer verändern sollte.

Rasch öffnete Doug die Luke seines Schoners, um nachzusehen, was passiert war. Er blickte auf ein gewaltiges Loch, das ein Schwertwal in den Schiffsrumpf geschlagen hatte «und durch welches Wasser sintflutartig hereinbrach».

Sofort war klar, dass das Boot nicht zu retten war: Die «Lucette», ein dreizehn Meter langes Vergnügungsboot, war am Sinken. Die Familie Robertson sollte mitten im Pazifik allein dahintreiben.

Im Januar 1971 hatten die Robertsons die Segel gesetzt für eine Reise um die Welt: Doug, seine Frau Lyn, ihre Kinder Douglas, Neil und Sandy. Mit an Bord war auch Robin, ein zwanzigjähriger Hochschulabsolvent, der sich der Familie in Panama für die Reiseetappe angeschlossen hatte, die sie über den Pazifik nach Neuseeland bringen sollte.

Sie befanden sich zwanzig Meilen westlich der Galapagos und fern irgendwelcher Ufer, als der Schwertwal angriff. Während Meerwasser in die «Lucette» schoss, gelang es Doug, «Ednamair», das kleine Dingi des todgeweihten Schoners, zu Wasser zu lassen und etwas Nahrung und Vorräte zu retten. Zum Glück: denn binnen Minuten versank die «Lucette» im Pazifik.

So begann ein Überlebenskampf, der 38 Tage dauern sollte. Die Familie stand vor einer gewaltigen Herausforderung. Sie hatte ausgesprochen wenig Wasser und Nahrung und befand sich in einem kleinen Boot auf dem grössten Ozean der Erde. Im Lauf der Geschichte haben nur wenige Schiffbrüchige solch widrige Umstände überlebt.

«Das Frühstück bestand aus einem Siebengramm-Keks, einem Stück Zwiebel und einem Schluck Wasser», schrieb Doug. Aber selbst diese kargen Vorräte gingen bald zur Neige. Die Familie begriff, dass sie sich aus dem Ozean ernähren musste, sonst hätte sie keine Chance, zu überleben.

Ein Regenschauer brachte eine erste Ration Wasser. Bald danach plumpste eine riesige Goldmakrele auf den Boden ihres Boots. Doug



«Schildkrötel»: Familie Robertsons Dingi.

schnappte sein Messer und stiess es dem Fisch «dicht hinter dem Auge in den Kopf». Damit hatten sie auch ihre erste Mahlzeit aus den Tiefen des Ozeans gesichert.

Die Leiden der Familie wurden verschlimmert durch die Hitze der Tropensonne, die auf ihr Dingi niederbrannte. «Wir lagen keuchend in der sengenden Hitze, saugten an Gummistückchen in der Hoffnung, so etwas Speichel zu erzeugen, der den quälenden Durst lindern würde.» Weil sie die ganze Zeit Salzwasser ausgesetzt waren, litten nach der ersten Woche alle an Ausschlägen. Nach der zweiten waren sie gefährlich unterernährt.

«Schildkrötel!», rief einer der Jungen. Es gelang ihnen, sie zu packen und an Bord zu hieven, wo sie ihr ein Messer in den Hals stiessen, um sie auszubluten. «Ich fühlte mich», schrieb Doug, «als hätte ich ein Lebenselixier getrunken.»

Im Lauf der Tage wuchs bei der Familie die Zuversicht, überleben zu können. Sie bastelten Werkzeuge, hielten sich, so gut es ging, bei

Gesundheit und bauten einander psychisch auf.

Sie wurden auch immer geschickter darin, Nahrung aus dem Ozean zu schöpfen. Es gelang ihnen, mit Hilfe eines Speers, den sie aus einem Ruder gebastelt hatten, dreizehn Schildkröten zu erlegen und sogar einen 1,50 Meter langen Hai zu töten und zu essen.

Doch blieben sie grossen Gefahren, unter anderem extremer Hitze und schrecklicher Kälte, ausgesetzt. Heftige Stürme warfen das Dingi von Wellenkämmen in Wellentäler, und einmal drohte ihr Boot in einem Sturm gar zu sinken. «Der Regen wurde immer heftiger, geradezu rasend viel Wasser fiel vom Himmel; im Wüten des Sturms hörte ich Sandy schluchzen und Lyn beten», schrieb Doug in seinem Bericht über die Katastrophe.

Lyn, eine ausgebildete Krankenschwester, regte eine würdelose (aber wirkungsvolle) Methode an, wie alle an Bord ihrem Körper genug Wasser zuführen konnten. Das Regenwasser war durch Schildkrötenblut und Innereien verschmutzt und dadurch zu giftig ge-

worden, um es zu trinken. Deshalb bestand Lyn darauf, dass die Familienmitglieder mit Hilfe von Röhren, die aus Leitersprossen gemacht worden waren, das Wasser in Form von Einläufen zu sich nahmen: Denn wenn es rektal aufgenommen wurde, gelangten die Gifte nicht ins Verdauungssystem.

Am 38. Tag ihres Martyriums schaute Doug zum Horizont und erblickte etwas. «Ein Schiff!», rief er, wobei er sich fragte, ob seine Augen ihm vielleicht einen Streich spielten. «Dort ist ein Schiff, und es kommt auf uns zu!»

Das war tatsächlich der Fall. Die «Toka Maru II» war ein japanisches Schiff, dessen Besatzung vom Anblick der wild aussehenden Robertsons in ihrem Dingi völlig verblüfft war. Ihr Staunen wuchs allerdings noch, als sie hörte, was genau der Familie widerfahren war.

Nach vier Tagen an Bord der «Toka Maru II» kamen die Robertsons in Balboa in Panama an, wo man sie bei der Landung wie Helden willkommen hiess. Ihre Leistung war aber auch bemerkenswert: Sie hatten 38 Tage auf hoher See fast ohne Wasser und fast ohne Vorräte überlebt.

Doug schrieb später unter dem Titel «Survive the Savage Sea» («Die wilde See überleben») einen Bericht über die Erlebnisse seiner Familie. Das Buch erschien 1973 und gilt als einer der grössten Überlebensberichte aller Zeiten. Laut Dougs Sohn Douglas wird darin aber nur die Hälfte der Geschichte erzählt.

Auch er schrieb eine Darstellung der Geschehnisse, «The Last Voyage of the Lucretia», und diese ist einiges explosiver. «Dad war ein ziemlicher Tyrann, und wir standen unter seinem Befehl», schreibt er. «Jedes Mal, wenn einer von uns gegen seine Regeln versties, gab es eine Tracht Prügel, und Dads Hände waren gross wie Spaten.»

Dougs überlebensgrosse Persönlichkeit trug wesentlich dazu bei, dass die Familie überlebte, doch machte sie das Zusammenleben mit ihm nicht immer einfach. Douglas enthüllt, dass Doug während der Reise einmal über Bord gegangen war. Douglas packte ihn an den Beinen, um ihn zu retten, doch bevor er ihn an Bord zog, forderte er: «Versprich mir, mich nie wieder zu schlagen – oder ich schmeiss dich jetzt gleich über Bord.»

Dem Vater blieb nichts anderes übrig, als einzuwilligen.

Giles Milton, 52, ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er schreibt an dieser Stelle wöchentlich über «Mysterien der Weltgeschichte». Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund. www.gilesmilton.com

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:

«Die Frau, die für Hitler gebar»



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ich bin seit einem halben Jahr arbeitslos und fürchte, dass ich den Rückhalt bei meiner Frau verliere, wenn ich nicht bald wieder eine Stelle finde. Vielleicht hänge ich in alten Geschlechter-Stereotypen fest, aber ich frage mich schon, was die Rolle eines Mannes in der Familie sein kann, der den Lohn nicht heimbringt und so allen ein gutes Leben ermöglicht. Wie sehen Sie das?

Harald F., Liestal

Ihrer Frage entnehme ich, dass Sie verheiratet und seit einem halben Jahr arbeitslos sind. Was ich nicht weiss, ist, ob zu Ihrer Familie noch nicht erwachsene Kinder gehören. Dafür erfahre ich, dass eine Ihrer grossen Sorgen nicht nur das Finden einer neuen Arbeit ist, sondern vor allem die Angst, den Rückhalt bei Ihrer Frau zu verlieren, weil Sie zurzeit die Familie nicht ernähren können. Sie vertreten die Auffassung, dass Sie damit auch keine Rechtfertigung mehr haben in Ihrer Familie. Vielleicht hängt diese Einstellung tatsächlich – wie Sie selbst

schreiben – damit zusammen, dass Sie «in alten Geschlechter-Stereotypen festhängen». Ich meine: nicht in «alten», sicherlich aber in falschen.

Was der Grund Ihrer Arbeitslosigkeit ist, weiss ich nicht. Ich empfehle Ihnen aber, dies mit Ihrer Frau gründlich zu besprechen. Wenn Ihre Frau auch Ihr «Rollenverständnis» hat, dann stimmt in Ihrer Ehebeziehung vieles nicht. Es gibt doch Auswege. Möglich wäre ja auch, dass Ihre Frau «den Lohn heimbringt», bis Sie wieder eine Stelle gefunden haben. Die Stärke der Ehe liegt doch gerade darin, dass man eine ausserordentliche Situation gemeinsam bewältigt. Eine solche schwierige Situation liegt unzweifelhaft vor. Aber lässt sich diese Schwierigkeit nicht gemeinsam überwinden?

Helfen würde ein anderes Rollenverständnis Ihrerseits oder möglicherweise beiderseits. Man hat doch nicht eine vorbestimmte Rolle zu spielen! Aber man übernimmt sehr wohl mit der Heirat eine Aufgabe und Verantwortung, um gemeinsam über die Runden zu kommen – mit oder ohne Kinder. Wer was macht, ist dann nach den Bedürfnissen der Familie gemeinsam zu entscheiden. Suchen Sie also intensiv eine Arbeitsstelle, wenn dies unmöglich ist, meistern Sie die Situation mit Ihrer Frau. Ohne irgendein Rollenverständnis!

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrli- und Buchstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Gewinner der Woche

Coca-Cola-Hoffnungen

Soeben meldete das Reinacher Biotechnologieunternehmen Evolva den Abgang von CEO Simon Waddington nach nur einem Jahr auf diesem Posten. Finanzchef Oliver Walker übernimmt die Nachfolge. Das Unternehmen befindet sich mit der Reorganisation von Forschung und Entwicklung, der Anpassung von Absatzbeziehungen sowie einer Verbreiterung der Kapitalbasis im Umbau. Evolva, das 2017 bei sieben Millionen Franken Umsatz einen Verlust von 39 Millionen machte, konzentriert sich auf Produkte, die natürliche Aromen oder Süsstoffe nachahmen sollen und biotechnisch herstellbar sind. Zu den wichtigsten zählt der Stevia-Süsstoff Eversweet. Der Zuckerersatz hätte eigentlich 2016 auf den Markt kommen sollen, dies in Kooperation mit dem US-Agro-

Aktienkurs von Evolva

Vom 3. bis 10. Juli 2018, in Franken



konzern und Coca-Cola-Zulieferer Cargill, aber das verzögerte sich. Langfristig hat die Aktie in den vergangenen drei Jahren 80 Prozent an Wert verloren, jüngst haben Stevia-Hoffnungen neue Impulse gegeben. *Beat Gygi*



Thiel

Hagel und Granaten

Von Andreas Thiel

Sommaruga: Sie haben die Hotline der Hagelversicherung gewählt. Was kann ich für Sie tun?

Bauer: Ich möchte einen Hagelschaden melden.

Sommaruga: Leider können wir keine Hagelschäden mehr decken.

Bauer: Wieso nicht?

Sommaruga: Wir verwenden das Geld dazu, Menschen aus anderen Ländern in die Schweiz einzufliegen, um ihnen ein Leben in Sicherheit und Wohlstand zu ermöglichen.

Bauer: Das ist ja nett, aber was hat das mit meinem Hagelschaden zu tun?

Sommaruga: Der Schaden, den diese Menschen erlitten haben, ist viel grösser als Ihr Hagelschaden.

Bauer: Von mir aus, aber deshalb können Sie ja trotzdem meinen Hagelschaden decken.

Sommaruga: Dafür bleibt leider kein Geld mehr übrig.

Bauer: Wieso nicht?

Sommaruga: Die Integrationsprogramme für diese Menschen sind sehr teuer, denn sie können ja nicht arbeiten.

Bauer: Wieso können diese Menschen nicht arbeiten?

Sommaruga: Sie beherrschen weder unsere Sprache, noch verstehen sie unsere Kultur.

Bauer: Weshalb fliegen Sie diese Menschen denn überhaupt ein?

Sommaruga: Ich habe grosses Mitleid mit diesen Menschen.

Bauer: Das verstehe ich, aber was hat das mit meiner Hagelversicherung zu tun?

Sommaruga: Das hat mehr mit Ihrer Hagelversicherung zu tun, als Sie denken. Um die kulturelle Integration dieser Menschen zu finanzieren, müssen wir nämlich Ihre Versicherungsprämie erhöhen.

Bauer: Ich kann doch nicht mehr zahlen, wenn ich wegen des Hagels einen Ernteausfall habe.

Sommaruga: Dann müssen wir Sie leider betreiben. Hier in der Schweiz muss alles seine Ordnung haben. Das lernen auch die eingeflogenen Ausländer in den Integrationskursen.

Bauer: Hören Sie mal, ich habe einen Ernteausfall, da sind mir Ihre Ausländer irgendwie egal.

Sommaruga: Mich dünkt, in Ihrer Argumentation liegt etwas Ausländerfeindliches.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Kunstkrimi auf dem Dolder

Zweifel an der Echtheit eines Gemäldes von Ferdinand Hodler im Zürcher Luxushotel. Von Hildegard Schwaninger

In «The Restaurant» im Hotel «Dolder Grand» hängt ein Meisterwerk von Ferdinand Hodler, «Heilige Stunde». Hier, in einem der teuersten Restaurants der Stadt Zürich, kulinarisch auf höchstem Niveau dank der Künste des hochdekorierten Chefs Heiko Nieder, markiert die Hodler-Heroine Präsenz. Sie strahlt Gesundheit, Kraft, Willen und trotzdem sanfte Güte und Gelassenheit aus. An einem besseren Ort könnte das Porträt – gross, 180 x 90 cm, also unübersehbar – nicht hängen. Es passt perfekt in den eleganten Speisesaal. Warum, fragt man sich, haben die Zollbeamten, als sie am 7. März 2016 die Luxusherberge von Urs Schwarzenbach um einige Kunstschätze erleichterten, dieses prominente Bild nicht mitgenommen? Antwort: Weil es nicht echt sein soll. Das jedenfalls meint das SIK, das auf Echtheitsprüfung von Kunstwerken spezialisierte Schweizerische Institut für Kunstwissenschaft.

Jetzt versucht man, diese Expertise zu entkräften und die Echtheit des Bildes, das einen mehrfachen Millionenwert darstellt, zu beweisen. Dazu wurde eine Recherche in Auftrag gegeben; das Resultat ist ein Buch, ein echter Kunstmarkt-Krimi, der im September erscheint.



Hodlers «Heilige Stunde».

Die jüngere Geschichte der «Heiligen Stunde» ist brisant. Das Bild aus dem Jahr 1910 war «auf dem Markt». Der Kunsthändler Claudius Ochsner (Zürich und Zug) vermittelte es dem Zürcher Rechtsanwalt Hans Baumgartner, der als einer der Anwälte von Urs Schwarzenbach gelegentlich dessen Interessen vertritt. Baumgartner bot das Bild, dessen Wert auf mehrere Millionen geschätzt wird, Urs Schwarzenbach an. Schwarzenbach wollte es nicht. Claudius Ochsner verkaufte die «Heilige Stunde» der Galerie Gmurzynska (Zürich, Zug, St.

Moritz). Dort erstand Urs Schwarzenbach das Bild ein Jahr, nachdem er es abgelehnt hatte, dann doch noch.

Als die «Heilige Stunde» als Fälschung deklariert wurde (respektive als Werk eines Hodler-Schülers), war natürlich Feuer im Dach. Das Bild wäre mit einem Schlag nichts mehr wert, wenn die Beurteilung des SIK stimmen würde. Möglich, dass in einem solchen Fall die Galerie haftbar gemacht werden könnte.

Rechtsanwalt Hans Baumgartner (Spezialität: Wirtschaftsrecht) ist ein passionierter Freund der Literatur. Er selbst schreibt Bücher unter dem Namen Melchior Werdenberg, die sogar auf Russisch erscheinen (Baumgartner alias Werdenberg hatte erst kürzlich in Mos-



Fast verliebt

Zwei gegen Mami

Von Claudia Schumacher

Das beste Mädchen der Welt ist das», sagt Peter zum Autohändler und wuschelt seiner Sanni über den Kopf. Dann fällt ihm auf, dass der Autohändler sie zu lang anschaut. So was passiert neuerdings öfter.

Peter erinnert sich, vor etwa anderthalb Jahren war das. Sanni kam vom Basketball-Spielen zurück nach Hause mit Mike, seinem mittleren Sohn, ihrem grossen Bruder. Sie schaute in den Spiegel und erschrak: «Was ist das denn? Ich sehe ja aus wie ein Bub!» Mike hatte den Kopf schräg gelegt, sein Schwesterchen im schweissnassen Nacken gekraut und gesagt: «Ja, das tust du. Aber wie ein schöner Bub.» Peter erinnert sich an die Farbe des Lichts: ein sommerliches Gelb-Orange, Abendsonne. Momente wie diesen wird es nicht mehr geben.

Die Haare trägt Sanni zwar noch kurz, aber ansonsten hat sich in diesem Jahr, in dem sie dreizehn wird, einiges verändert. Seine Kleine sieht nicht mehr aus wie ein Bub, der mit dem Bruder durch die Wälder rennt. Ihre Brüstchen drücken durchs T-Shirt – es wäre an der Zeit, dass ihre Mutter BH kaufen geht mit ihr.



Mehr Licht: Unternehmer Schwarzenbach.



Zeitreise: Autorin Karabelnik.

kau eine Lesung). Baumgartner hat vor einem Jahr den 30 Jahre alten Elster-Verlag erworben, die Verlagsräume befinden sich in seinem Büro an der Löwenstrasse in Zürich.

Baumgartners Elster-Verlag hat eine renommierte Kunstwissenschaftlerin damit beauftragt, die Geschichte von Hodlers «Heiliger Stunde» zu recherchieren – und damit den Beweis der Echtheit des Bildes anzutreten: **Marianne Karabelnik**, eine Zürcherin, die heute in Frankfurt lebt. Sie ist Autorin diverser Bücher über Kunst; 2016 erschien im Elster-Verlag «Gegenwind im Kulturbetrieb.

Ihre Mutter. Neulich fiel ihm auf, dass er selbst im Kopf nur von «ihrer Mutter» redet. Er nennt den Teufel nicht mehr beim Namen, seit sie getrennt leben. Was hatte er sie verehrt – am Anfang. Aber sie war eine ganz schöne Prinzessin gewesen. Geziert hatte sie sich, wenn er ihr vor seinen Kumpels auf den Po klopfte. Genervt war sie, wenn er am Wochenende zu seinen Eltern fahren wollte, und wenn er dann nicht aufhören konnte, das Essen seiner Mutter zu loben, verdrehte sie die Augen. Schon im zweiten Jahr erkannte er: Das ist die Arroganz in Person. Wäre sie nicht schwanger gewesen, hätte die Sache schneller geendet.

All seine Kraft verwendet er seither darauf, dass Sanni nicht wird wie sie. Oder wie andere Frauen. Seine Sanni: ein Goldstück mit Mandelaugen. Völlig anders als die Mutter, von der sie sich auch nichts sagen lässt – Gott sei Dank.

Die Entstehung der Alberto-Giacometti-Stiftung in Zürich».

Marianne Karabelniks Buch «Das Kunstversprechen» erzählt die Zeitreise der «Heiligen Stunde», die im Kunstmilieu Berlins beginnt und im «Dolder Grand» endet. Das Buch erscheint im September, noch rechtzeitig im Hodler-Jahr 2018, in dem sich der Tod des grossen Schweizer Malers zum 100. Mal jährt.

Der Elster-Verlag hat einen neuen Produktionsleiter. **Clemens Theobert Schedler**, Träger einer Silbermedaille «Schönste Bücher aus aller Welt», ist für die visuelle Gestaltung der Bücher verantwortlich. Der Elster-Verlag hat unter seinem neuen Besitzer ein ambitioniertes Programm. Er spezialisiert sich darauf, ausländische Erfolgsautoren auf Deutsch herauszubringen. Mit einem 800 Seiten starken Roman «Archipel Solowki» des russischen Schriftstellers **Zakhar Prilepin** (übersetzt in zwanzig Sprachen), kündigt der Verlag «die Rückkehr des grossen russischen Romans» in der Tradition von **Tolstoi**, **Dostojewski** und **Solschenizyn** an. «Milena oder der schönste Oberschenkelknochen der Welt» des mexikanischen Autors **Jorge Zepeda Patterson**, ein fast 500 Seiten starker, mit dem spanischen Literaturpreis Planeta ausgezeichnete Roman, hat laut Verleger Baumgartner Bestseller-Potenzial.

Am spannendsten aber wird es mit dem Buch von Karabelnik. Im Fall von Hodlers «Heiliger Stunde» wird es vermutlich nie absolute Klarheit geben, aber die als Essay angelegte Recherche der Kunsthistorikerin wird mehr Licht in die Sache bringen.

Im Internet

www.schwanningerpost.com

Ein Triumph, wenn er merkt, dass ihre Mutter es merkt. Wenn sie zuckt, wenn er sagt: «Die Sanni, verdammt, das wird mal eine Frau. Beine bis zum Himmel. Und kein bisschen arrogant!»

Seit sich Sanni zur Frau wandelt, macht er ihr dauernd Geschenke – hier ein Armkettchen, da ein Lippenstift, hier zehn Franken und «Kauf dir was Schönes, Prinzessin».

Der Gedanke, dass sie eines Tages nicht mehr sein Mädchen ist, setzt pures Gift in ihm frei. Keiner ist gut genug, das meint er eigentlich ernst, auch wenn sie das so nicht wissen soll, aber er sagt manchmal: «Mädchen, wer soll dich je verdienen?» Er will sie nicht arrogant machen. Aber wenn sie die Jungs ein wenig spüren lässt, dass sie in einer anderen Liga spielt, wär's ihm schon recht.



Unten durch Málaga

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du hast dir jetzt doch ein Wohnmobil gekauft. Früher hast du Leute mit Wohnmobilen für Spiesser gehalten, die nach Spanien Bschüssig-Teigwaren und tiefgefrorene Olma-Bratwürste mitnehmen, weil sie Angst haben, dass sie von Tortillas Durchfall kriegen. Du warst voller Vorurteile gegen Wohnmobilbesitzer. Aber wie sehr du dich in diesen Menschen getäuscht hast, sieht man ja an dir selbst: Auf deine Jungfernfahrt nach Marokko nimmst du mitnichten Olma-Bratwürste mit, sondern marokkanisches Export-Hammelfleisch aus der Migros. Ausserdem findet man in deinem Wohnmobil kein einziges Bschüssig-Hörnli, das hätte gar keinen Platz, denn die Vorratsschränke sind voll mit Couscous. Im Coop war Couscous Aktion, und dass du für deine Reise zehn Kilo gekauft hast, zeigt, wie sehr du bereit bist, die Kultur Marokkos kennenzulernen. Ras-el-Hanout-Gewürze und homogenisierte marokkanische Ziegenmilch aus einem Dritte-Welt-Laden in Zürich hast du im Stauraum unter dem Bett gebunkert. Du hast somit alles dabei, was man in Marokko braucht, um wie ein Marokkaner zu leben – jetzt könnte es eigentlich losgehen!

Aber der Grafiker, den du mit der Aufgabe betraut hast, einen Wolfskopf auf die Motorhaube deines Wohnmobils zu sprayen, ist noch nicht ganz fertig, es fehlen noch die Ohren und die Fangzähne. Mit diesem Wolf willst du den Ruf von Wohnmobilbesitzern verbessern. Es weiss ja keiner besser als du, dass es Leute gibt, die Leute wie dich für Spiesser halten. Aber wenn sie dann den Wolf sehen, werden sie denken: «Wir haben uns getäuscht! Das ist kein Spiesser, sondern ein Abenteurer, der bereit ist, die Würste fremder Länder zu essen!» Es könnte natürlich auch sein, dass die Leute denken: «Aha, ein Spiesser im Wolfspelz!» Deshalb rufst du den Grafiker an und bittest ihn, unter dem Wolfskopf einen dekorativen Schriftzug anzubringen: «Born to be wild». Aber schiesst du dir damit nicht selbst ins Bein? Werden die Leute jetzt nicht denken: «Diese Motorhaube ist im Grunde ein Gartenzweig»? Zwei Tage vor deiner Abfahrt nach Marokko ballst du nachts im Bett die Fäuste, du lehnst dich auf! Du sagst dir: Dann

>>> Fortsetzung auf Seite 62

bist du eben ein Spiesser! *So what!* Wer ist denn eigentlich kein Spiesser? Etwa die somalischen Piraten? Kürzlich hast du in der Zeitung gelesen, dass sie einen Öltanker überfallen und den Kapitän mit den Füßen an die Reling gehängt haben, weil sie ach so wilde Kerle sind. Sie haben sich bestimmt alle irgendeinen Raubtierkopf auf die Arschbacke tätowieren lassen, aber in Wirklichkeit sind sie biedere Familienväter, die sich zu Hause aus den Stosszähnen von Elefanten Schaukelstühle basteln. Und Johnny Depp? Brad Pitt? Diese Filmhelden haben doch nur deswegen keine Wohnmobile, weil ihnen auf dem Campingplatz jeder in die Dusche reingucken würde. Also kaufen sie sich abgelegene Villen auf Felsvorsprüngen, und in die Gärten stellen sie dann künstlerische Statuen, die nichts anderes sind als abstrakte Gartenzwerge.

Noch in derselben Nacht fährst du spontan einen Tag früher als geplant los nach Marokko, obwohl die Wolfsohren noch fehlen und erst «Born to» drunter steht. Praktisch im Pyjama fährst du hinaus in die undurchdringliche Dunkelheit der Nacht, in einem Wagen voller Hammelfleisch und Couscous. Ein Spiesser würde so was nie machen. In Frankreich nimmst du sogar zwei Autostopper mit, ein junges Pärchen aus Ungarn. Du hast keine Ahnung, ob sie wirklich Architektur und Romanistik studieren oder ob sie dich an einer Tankstelle niederschlagen werden, um sich mit deinem Wohnmobil aus dem Staub zu machen. Dieses Risiko gehst du kalten Blutes ein. In Südspanien isst du an einer Raststätte die grösste Tortilla, die sie haben, mit extra viel Ei, und den Rest deiner Ferien kurierst du in einem Krankenhaus in der Nähe von Málaga eine Salmonellenvergiftung aus. *But you were born, born to be wild!*

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Burgunder «with a kick»

Von Peter Rüedi

Die Herstellung von Wein ist ein Handwerk und als solches lernbar. An unzähligen Schulen und Akademien wird es gelehrt, die Önologie ist eine Wissenschaft, vom Rebbau im Weinberg bis zu den Finessen der Kellertechnik. Was wäre dagegen einzuwenden in einem Metier, in welchem die Erfahrungen des Winzers begrenzt sind und damit das Learning by Doing? Fünfzig Ernten, wenn einer Glück hat, dann ist Schluss. Gesegnet der Weinmacher, dessen Nachkommen seine Leidenschaft teilen und eines Tages das Erbe des Alten antreten, dessen Reserven in diesem kräfteaubenden Beruf nicht unbegrenzt sind. Da kann man dem Nachfolger, nebst innerfamiliären, sozusagen ab der Muttermilch verpassten Erfahrungen, nicht genug von Institutionen und praktischen Lehrmeistern vermitteltes Wissen wünschen. Allein, es gibt Ausnahmen, Autodidakten, die eines glücklichen oder verrückten Tages von der Leidenschaft für den Weinbau sozusagen wie vom Blitz aus heiterem Himmel getroffen werden. Die sind dann unbeleckt von an den Fach-

schulen vermittelten Orthodoxien. Vielleicht verrennen sie sich in irgendwelchen Sackgassen und knallen brutal auf den Boden der realen Önologie. Oder aber sie denken – im Glücksfall – gerade deswegen kühn und unbelastet gegen die allgemeine Lehrmeinung und wagen das Neue. Sozusagen mangels besseren Wissens.

Als Eloi Dürrbach im Jahr 1973 sein Pariser Architekturstudium schmiss und beschloss, den Alterssitz seiner Eltern unweit von Saint-Rémy-de-Provence in ein Weingut zu verwandeln, in die 15 Hektaren Domaine de Trévallon, hatte er wenig mehr als die Vorstellung von einem natürlichen Wein im Kopf und die Idee, dass auf den kalkhaltigen, steinigen Böden an den Nordhängen der nördlichen Alpilles entgegen den provenzalischen Usanzen möglicherweise eine Cuvée aus halb Cabernet und halb Syrah einen grossen Wein zeitigen könnte. So war es. Heute ist der rote Trévallon (auf 2 Hektaren entsteht auch ein Verschnitt aus weissen Trauben) einer der eigenwilligsten und spannendsten Weine Frankreichs. Immer auf Frische und Finesse angelegt, aber im nicht ganz einfachen Jahr 2014 besonders elegant, blumig; rote und schwarze Beeren, aber auch Noten von Kakao und Tabak, ungemein würzig, sogar etwas pfefferig. Dürrbach erntet nicht mehr als 25 bis 30 Hektoliter pro Hektare, und er entrappt seine Trauben nicht vor der Vergärung (ganz wie im Beaujolais), er baut seinen Wein während 24 Monaten in grossen Fudern aus. Relativ wenig Alkohol, überhaupt ein inspiriert fliegender Trévallon. Der Produzent selbst sieht den 2014er mehr auf der kühlen Cabernet-Linie. Mir will er fast wie ein Burgunder schmecken, allerdings mit einem provenzalischen Kick. Fabelhaft.

Domaine de Trévallon Alpilles 2014. 13%. Arvi, Melano. Fr. 59.25. www.arvi.ch



Salz & Pfeffer

Das Gute ist des Besten Feind

Von Andreas Honegger

Was macht man, wenn man liest, dass in der Region, in der man wohnt, die beste Pizza der Schweiz gebacken wird? Man fährt hin! Es handelt sich um die Pizzeria «Napulé» beim Bahnhof Meilen, wo Raffaele

Tromiro, der dreifache Pizzaiolo-Weltmeister, am Ofen steht. «Die beste Pizza weit und breit – eine neapolitanische Pizza wie aus dem Bilderbuch» wird hier in Aussicht gestellt. So sieht sie auf den Fotos auch aus: ein rundes Rad mit prächtig emporgewölbtem Rand mit dunkelbraunen Sprenkeln – offenbar der Inbegriff der Knusprigkeit – und mit kleinen Pfützen von geschmolzenem Mozzarella auf der roten Tomatenmasse und grünen Basilikumblättern. Die perfekte *tricolore d'Italia*.

Das Restaurant ist hübsch, voller Fotografien und Pokale des Pizzaiolo. Im kleinen Garten fühlt man sich wie in einer italienischen Kleinstadt – ein Zitronenbäumchen in der Ecke und Reben, die sich an die Mauern schmiegen. Zur Vorspeise kamen vollreife Melonen und feiner Prosciutto auf den Tisch. Dann die Pizza. Sie gewinnt jeden Schönheitswettbewerb. Aber sie war ganz und gar nicht knusprig. Kein Brotduft, kein Feueraroma und ein aufgeweichter Boden

unter dem Belag. Kurz: Jede Pizza aus der Kettenpizzeria «Santa Lucia» ist aromatischer, knuspriger und verkündet ihre Herkunft aus dem Ofen selbstbewusster. Da bestätigt sich wieder einmal die Grundregel, dass man auf Superlative verzichten soll.

Vielleicht waren ja unsere Erwartungen falsch. In dem erwähnten Text, der uns hergelockt hat, steht denn auch: «In der Mitte ist der Teigfladen feucht und der wulstige Rand durchgebacken – aber luftig, mit einer gewissen Elastizität. Ein absoluter Traum [...]» Vielleicht waren ja alle so köstlich duftenden knusprigen Pizzas, die wir in unserem Leben gegessen haben und die für uns zum Inbegriff italienischen Essens wurden, falsch. Für eine Umkehr aller Werte ist es in diesem Leben aber leider zu spät!

Ristorante Napulé, Kirchgasse 59, 8706 Meilen. Tel. 044 923 02 02



Auto

Kühle Eleganz

Der neue Audi A8 verbindet Zurückhaltung mit Technik und ist ein Fahrzeug, in dem man gerne länger sitzen bleibt. *Von David Schnapp*

Autofahren beginnt in der Regel beim Schlüssel zum Fahrzeug, er sagt viel darüber aus, wie die Verantwortlichen einer Marke oder eines bestimmten Modells dieses selbst sehen. Der Schlüssel zum neuen Audi A8, der Oberklasse-Limousine, der die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel vertraut, ist klein und filigran, aber edel. Damit hebt er sich stark von anderen Fahrzeugschlüsseln ab, die entweder gross wie Handys sind oder schwer wie eine Handvoll Blei.

Die kühle, zurückhaltende Eleganz, die der Schlüssel vermittelt, prägt den gesamten Auftritt dieses Autos, über das seine Erfinder sagen, es sei nicht weniger als «die Zukunft der Luxusklasse». Die Innendesigner haben es jedenfalls geschafft, eine futuristische Atmosphäre zu schaffen, die sich beispielsweise an den beiden nahtlos eingepassten, hochauflösenden Bildschirmen zeigt, die übereinander im Armaturenräger und in der Mittelkonsole sitzen und über die man praktisch das ganze Fahrzeug steuert. Oder an den Lüftungsdüsen,

über denen sich eine Klappe lautlos öffnet, wenn Luft hineinströmen soll. Trotz der technizistischen, reduzierten Anmutung macht man es sich gern gemütlich in diesem Auto, vielleicht wegen des angenehmen Geruchs des Leders, der perfekt verarbeiteten Oberflächenmaterialien oder der dezenten, natürlich einstellbaren farbigen Lichtakzente.

Der A8 brachte mich dazu, die Dinge gelassen anzugehen. Wenn die über fünf Meter lange Limousine im «Comfort»-Modus gemütlich abfedert und der Turbo-Benzinmotor mit sechs Zylindern diskret im Hintergrund arbeitet, gibt es keinen Grund zur Eile oder gar zu gesundheitsgefährdender Hektik. Auch wenn das Auto Audi A8 55 TFSI heisst, hat der Motor nicht etwa fünfeinhalb, sondern drei Liter Hubraum und 340 PS. Das ist allerdings ausreichend, wie mit einem Wechsel des «Audi Drive Select» auf die Stufe «Dynamic» schnell herauszufinden ist.

Überraschend nahtlos wird aus dem gemütlichen Luxuskreuzer ein verhältnismässig

sportliches Auto, der Motor reagiert auf Bewegungen des Gaspedals unmittelbar, und die Allradlenkung scheint den Wagen um gefühlte eineinhalb Meter zu verkürzen. Das vollaktive Federungssystem kann ausserdem jedes einzelne Rad nach oben ziehen oder absenken, was die Möglichkeiten des Fahrwerks stark erweitert. Aber ich gebe zu, ich bin während der zwei Wochen, die der A8 bei mir war, selten sehr dynamisch gefahren. Ich habe es trotzdem weit gebracht, denn dieses Auto ist perfekt für die Langstrecke.

Und dies hat nicht nur mit seinen komfortablen Fahreigenschaften zu tun oder den angenehmen Möglichkeiten des teilautonomen Fahrens auf der Autobahn, im Stau oder im städtischen Stop-and-go-Verkehr mit Assistenzsystemen, die mit Kameras, Ultraschallsensoren und erstmals mit einem Laserscanner arbeiten. Dass man im neuen A8 gerne länger sitzen bleibt, hat mit seiner kühlen, zurückhaltenden Eleganz zu tun, die einen nicht unnötig ablenkt. Es ist eine Form von Luxus, die alles bietet und sich gleichzeitig vornehm zurückhält.

Audi A8 55 TFSI

Leistung: 340 PS / 250 kW; Hubraum: 2995 ccm;
Beschleunigung 0–100 km/h: 5,6 sec;
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h;
Verbrauch: 7,7 l/100 km (EU-Norm);
Preis: Fr. 114 100.–, Testwagen: Fr. 153 977.–



Leserangebot: «Oper Tell 2018» in Interlaken

Wilhelm Tell: Schiller trifft Rossini

Rossinis Oper «Guillaume Tell» gilt als Juwel der Musikgeschichte. Erleben Sie das Meisterwerk erstmals in der Naturkulisse am Schauspielplatz der Tellspiele in Interlaken. Emotionen sind garantiert – vom Rütlichswur bis zum Sieg der Freiheit!

Seit mehr als hundert Jahren wird in Interlaken Friedrich Schillers weltberühmter «Wilhelm Tell» aufgeführt. Dieses Jahr haben Sie die einmalige Gelegenheit, das Heldendrama von seiner klingenden Seite kennenzulernen: als neunzigminütige Operninszenierung des fünfständigen Meisterwerks von Gioacchino Rossini.

In enger Zusammenarbeit mit den Tell-Freilichtspielen Interlaken präsentiert die «Oper Tell» die Höhepunkte von «Guillaume Tell» von Gioacchino Rossini (1792–1868), dem grössten Opernkomponisten seiner Zeit.

Das Opernerlebnis fasziniert durch traumhafte Solopartien, verbunden mit monumentalen Chor- und Orchestereinsätzen. Auch Anklänge

an das Schweizer Volkslied hat der italienische Komponist einbezogen, so etwa das Greyerzer Hirtenlied «Ranz des vaches» oder Weisen aus dem Gotthard-Gebiet.

Über 300 Mitwirkende sorgen für ein akustisches Spektakel auf der Freilichtbühne, darunter die Original-Spielleute der Tellspiele sowie sechs internationale Solisten, sechs Chöre und das 52-köpfige Sinfonieorchester, nebst Tieren und Sondereffekten. Ein technisches Highlight und ein Novum in der Schweiz ist die 360-Grad-Audio-Tonübertragung.

Die «Oper Tell» von Rossini ist ein Schauspiel, das nicht nur eingefleischte Opernfans begeistert, sondern auch Tell-Freunde und Musikliebhaber jeden Alters.

Platin-Club-Spezialangebot

Oper Tell 2018 - Schiller trifft Rossini
08./09./14./15. September 2018

Veranstaltungsort:

Naturkulisse der Tell - Arena
3800 Matten b. Interlaken

Sonderpreise:

Für *Weltwoche*-Abonnenten:
20% Rabatt auf Sitzplatzkarten
Kategorie A: Fr. 128.– (statt 160.–)
Kategorie B: Fr. 104.– (statt 130.–)
Kategorie C: Fr. 80.– (statt 100.–)
Kategorie D: Fr. 56.– (statt 70.–)

Anmeldung:

Tellbüro Interlaken, info@tellspele.ch
Tel. 033 822 37 22, Vermerk «OperTell/Weltwoche»

Veranstalter:

Concert200 GmbH, Rigi-Kaltbad,
in Zusammenarbeit mit den Tell-Freilichtspielen
Interlaken.

www.weltwoche.ch/platinclub

Spiel der kleinen Niederlagen

Reto Bieler steht an der Spitze des Schweizer Golfverbands. Er legt grossen Wert auf britische Eigenschaften.



«Mentale Stärke, Disziplin und Konzentration»: ASG-Präsident Bieler.

Herr Bieler, Golf steht im Ruf, ein elitärer Sport zu sein. Ist das noch so?

Nein, Golf ist bei weitem nicht mehr so elitär wie früher, insbesondere seit auch die Migros 1995 und die Association suisse des golfeurs indépendants (ASGI) 1998 eingestiegen sind. Bei diesen beiden Anbietern kann man Golf spielen, ohne Mitglied in einem traditionellen Golfklub zu sein und ohne hohe Eintritts- und Jahresgebühren zu bezahlen. Unser Sport ist erschwinglicher geworden. Wer Freude daran hat, kann ihn sich leisten.

Wie verbreitet ist das Spiel mit dem kleinen weissen Ball?

In den letzten zwanzig Jahren hat sich die Zahl der Klubs auf 98 verdoppelt und die Anzahl aktiver Golfspieler auf 90 000 verdreifacht, was fast einem Prozent der Bevölkerung entspricht. Die Tendenz ist weiter steigend.

Wie erklären Sie sich den Trend, dass zwar viele Golf spielen, aber nicht Mitglied in einem Klub sein wollen?

Diese Entwicklung hat sicher mit dem Wandel in der Gesellschaft zu tun. Flexibilität ist wichtiger geworden als die Zugehörigkeit zu einem Klub. Wer nur spielen will, muss heute nicht mehr Mitglied in einem Klub sein, er kann einfach das Angebot der Migros und der ASGI nutzen, eine Runde spielen und wieder nach Hause gehen. Wer hingegen noch Wert auf soziale Kontakte, Zugehörigkeit und Image legt, schliesst sich weiterhin einem Golfklub an, was immerhin rund sechzig Prozent der Golfer tun. Vor allem die jüngeren Hobbyspieler wollen flexibel sein und sich nicht binden und sich keine über den Sport hinausgehenden Verpflichtungen aufhalsen. Man kann die Entwicklung vielleicht mit der Sharing Economy vergleichen: nutzen statt besitzen.

Welchen Reiz hat der Golfsport?

Golf kann man das ganze Leben lang spielen und auch im höheren Alter noch problemlos lernen. Man bewegt sich bei der Ausübung in der Natur, und dank des Handicap-Systems kann jeder mit jedem unabhängig von Stärke und Geschlecht eine Runde auf den Fairways und Greens absolvieren. Also zum Beispiel die Tochter mit dem Vater und der Grossmutter oder ein Ehepaar miteinander. Zudem macht Golf richtig Spass.

Was macht einen guten Golfer aus?

Ganz wichtig sind mentale Stärke, Disziplin und Konzentration. Denn Golf ist das Spiel der kleinen Niederlagen, weil kaum ein Schlag perfekt gelingt. Damit muss man umgehen können. Und man muss sich und seine Emotionen im Griff haben. Ausserdem ist Golf kein Kraftsport. Entscheidend ist die Technik, einen guten Schwung hinzubekommen und den ruhenden Ball richtig zu treffen. Die besten Golfspieler sind heutzutage auch topfitte Athleten. Zum Golfsport gehören aber auch Höflichkeit, Fairness und *sportsmanship* – die typisch britischen Eigenschaften eben.

Sie wollten eigentlich aus dem Vorstand der Association suisse de golf (ASG) austreten und sind dann ihr Präsident geworden. Wie kam das?

Mein Vorgänger wollte die Handicap-Verwaltung aller Spieler übernehmen, also auch derjenigen ohne Klubmitgliedschaft, und das Geld nur unter den ASG-Klubs verteilen. Dafür sollten die Verträge mit der ASGI und Migros nicht verlängert werden, was zu Irritationen führte. Weil ich diese Strategie nicht mittragen wollte, kündigte ich meinen Rücktritt an – und wurde Präsident, weil mein Vorgänger seinerseits zurücktrat und der vom Vorstand vorgeschlagene Nachfolger seine Kandidatur zurückzog.

Welche Ziele verfolgen Sie?

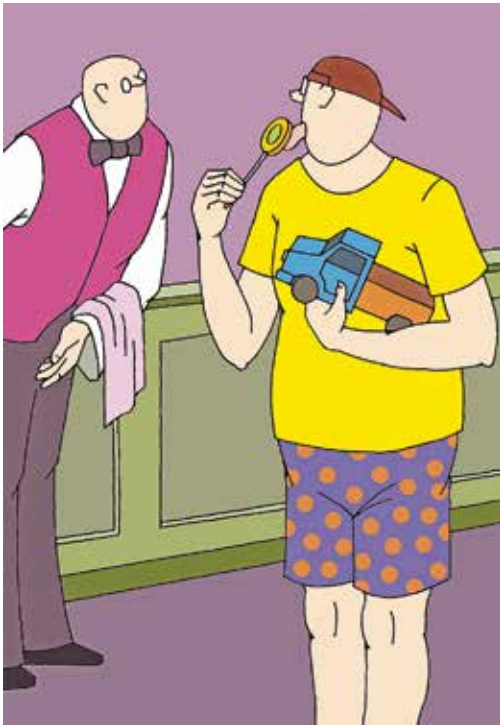
Ich bin der Meinung, dass sich der Verband auf den Sport konzentrieren und keine Subventionen verteilen sollte. Die etablierten Klubs sind mehr und mehr auch auf die freien Spieler und auf die damit verbundenen Einnahmen angewiesen, weshalb es ein Miteinander und kein Gegeneinander braucht. Der neue Vorstand ist jetzt daran, diese Strategie umzusetzen und den nötigen Wandel voranzutreiben.

Reto Bieler, 65, ist seit März 2018 Präsident der Association suisse de golf (ASG). Der Verband fördert den Golfsport in der Schweiz – von den Hobbyspielern bis zu den Profis. Zudem setzt er die internationalen Regeln um, klassifiziert die Plätze, passt das Handicap-System an und berät die rund hundert Golfklubs im Land. Bieler ist Mitglied im Golfclub Breitenloo in Nürensdorf. www.asg.ch

Die Fragen stellte **Michael Baumann**.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man im Restaurant als Erwachsener die Kinderportion bestellen?

Roberto Hess, Luzern

Nein, das Kindermenü ist für Sie tabu! Genauso wenig können Sie an der Zirkuskasse für sich ein Kinderticket kaufen. Aber sprechen Sie mit dem Servicepersonal, und fragen Sie nach einer kleineren Portion. In der Regel kommt die Küche diesem Wunsch gerne nach. Wahrscheinlich wird man auch weniger dafür berechnen – falls der günstigere Preis der Grund für die Kinderportion sein sollte.

David Schnapp

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Schmieden Sie das Eisen, solange es noch heiss ist, auch im Namen von uns Eingebürgerten.» *Maksim Blagojevic*

Fehlende Identifikation – fehlendes Feuer
Zur Berichterstattung über die Schweizer Fussballnationalmannschaft

Es beginnt schon damit, dass diese Leute bei der Nationalhymne für das Land, für das sie spielen und das sie fürstlich bezahlt, nicht einmal das Maul auf tun. Nie und nimmer sollen die für die Schweiz Fussball spielen. Das können die bei irgendeinem Multikulti-Klub tun, aber ganz sicher nicht in der Nationalmannschaft. Noch einfältiger hat sich der Fussballverband verhalten: Anstatt ein offizielles Statement, in dem sich die Spieler entschuldigen, will man es offensichtlich einfach aussitzen. Die Schweiz hat sie aufgenommen, man hat ihnen Lesen und Schreiben beigebracht. Und das ist der Dank dafür? Da lob ich mir die Eishockeymannschaft der Schweiz: Da singen nicht nur alle inbrünstig mit, sondern holen an der WM auch noch Silber.

Rudolf Keller, Bremgarten

Ohne Kosovarenwut

Spielt die Schweiz verdammt nicht gut.

Stiehlt sich, meisterschaftlich stier,

Aus dem Meisterschaftsturnier.

Und dem Dümmersten wird jetzt klar,

Was in des Adlers Köpfen war.

Das Feuer war's, das diesmal fehlte,

Und somit Siegesdrang verhehlte.

Verdammt, es sind nicht Tellenbuben,

Nicht: «Wie der Acker, so die Ruben.»

Das schweizerische Vaterland

Scheint nur noch Asylantenpfand.

Hans Rudolf Wehrli, Remetschwil

Es wäre wohl das Beste, die Möglichkeit der Doppelbürgerschaft abzuschaffen. Wenn jemand das Privileg hat, Schweizer Bürger zu werden, soll er das mit ganzem Herzen tun – und vielleicht lassen sich dann solche Gesten vermeiden. *Susanne Voegeli, Neerach*

Das Titelbild («Hopp Albanien!», Nr. 26) ist etwas zoologisch, mit Verlaub. Die aufgeplusterten Maulhelden dürfen jetzt heim. Re-Emigration ins Kosovo? Lichtsteiner: Ehrenstaatsbürger des Kosovos. Petkovic tönte noch vor dem Spiel: «Wir sind hungrig.» Nun blieb der Bissen im Hals stecken.

Jan Kansy, Zürich

Ich glaube, dass Sie, Herr Köppel, die einzige öffentliche Person in der Schweiz sind, die in Sachen Doppeladler eine klare Sprache spricht. Natürlich wird Ihnen sofort Ihr politischer Hintergrund vorgeworfen, wie eben wieder in der Sendung «Club» des Schweizer Fernse-

hens. Ich, ein Doppelbürger, habe nach der Geste von Shaqiri und Co. ein schlechtes Gefühl im Bauch gehabt. Ich kann mir vorstellen, wie sich ein «waschechter Schweizer» in diesem Moment gefühlt hat: verraten und ausgespielt. Und eine Menge Politiker und andere Funktionäre des öffentlichen Lebens spielen alles herunter. Schmieden Sie das Eisen, solange es noch heiss ist, auch im Namen von uns Eingebürgerten. Irgendwann wird sich zeigen, wer für wen ist.

Maksim Blagojevic, Weesen

Höchste Zeit, dagegen anzukämpfen

Nr. 27 – «Berliner Spiegelfechtereien»;

Essay der Woche von Günther Nonnenmacher

Ungerecht ist's und billig, über Horst Seehofer herzufallen und ihn für die politische Misere in Deutschland verantwortlich zu machen: Er ist nämlich der Erste und Einzige, der den Mut hat, Kanzlerin Merkel die Stirn zu bieten, ihr missliches Treiben einzudämmen und ihre Wischiwaschi-Politik auf einen einigermaßen vernünftigen Kurs zu bringen. Seit Jahren betreibt sie eine Politik, die weniger aus Tun als vielmehr aus Lassen besteht und die wichtigen Probleme wie etwa Armut, Fachkräftemangel im Pflege- und Sozialbereich und Missstände im Asylwesen ignoriert. Und seit Jahren bestimmt sie mit ihrer Vorgehensweise, was in Deutschland und auch in der ganzen EU zu geschehen oder eben nicht zu geschehen hat. Höchste Zeit, dass jemand dagegen ankämpft. *Alfred Wettstein, Zollikerberg*

Der Autor lässt aber ausser Acht, dass die EU-Gipfel-Beschlüsse für niemanden verbindlich sind. Die EU-Staaten können sich da freiwillig verpflichten: Viktor Orbán hat bereits mitgeteilt, dass Ungarn keine an der deutschen Grenze zurückgewiesenen Flüchtlinge aufnehmen werde. Weitere EU-Staaten werden dies nicht so deutlich sagen, werden aber dem merkelischen Freiwilligen-«Corps» nicht beitreten. Daher hat aus meiner Sicht Horst Seehofer recht, wenn er «die Ergebnisse des EU-Gipfels zerpflückte und Merkels Erfolg bestritt». Der Autor macht ihm dies – zu Unrecht – zum Vorwurf. *Jürg Walter Meyer, Leimen (D)*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



ROLEX

DIE DAY-DATE 40

Die Statusuhr par excellence und weltweit das Symbol für Prestige, neu interpretiert mit modernisiertem Design und einem mechanischen Manufakturwerk der neuen Generation. Rolex. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DAY-DATE 40

BUCHERER

1888

bucherer.com